



Berlin, den 24. Mai 1902.

## Der König von Spanien.

Nacht Apfelschimmel zogen den Bruntwagen. Die Granden des Königreiches, der Hofstaat, Infanten und Infantinnen führen in Galakutschen voran. Vom Schloß rechts an der Plaza Mayor vorbei, wo einst die Inquisition und nach der Zeit der Autos de Fe dann die Corrida herrschte, über die großstädtisch banale Puerta del Sol hinweg durch die Calle Jeronimo bis zum Kongreßpalast. Selbst im feierlichen hispanischen Schritt ist vom Renaissancebau Philipps des Fünften, von der Erinnerung an brennende Keyer, an die von den Hörnern wüthender Stiere zerfegten Menschenleiber bis in die moderne Gießfabrik der Weg nicht sehr weit. Hinter der Guardia Civil und der Gebirgsartillerie, die das Spalier bildeten, schob und drängte sich das Volk von Madrid, harrten in Sonnenhitze die aus allen Theilen Neulastiliens herbeigeeilten Landleute, um ihren König auf dem Wege zur Herrschaft zu schauen. Viel sahen sie nicht. Bunte Teppiche, bunte Blumen, grünes Laubwerk, rothe und gelbe Leinwand, kostbare Gobelins, Goldtressen, Hofgalakleider, Uniformen, die wohlbekannten Gewänder der hohen und niederen Klerisei; und zuletzt, hinter den Spiegelscheiben des prächtigsten Wagens, einen weißen, winkenden Kinderhandschuh. Alfonso der Dreizehnte grüßte sein Volk. Zum ersten Male trug er den von Gold strohenden Rock eines Generalkapitäns; zum ersten Mal sollte er König sein, sollte der Knabe regiren. Als König war er, sechs Monate nach dem Tod seines Vaters, geboren worden. Doch da das spanische Grundgesetz den Monarchen erst beim

Eintritt in das sechzehnte Lebensjahr mündig spricht, hatte Maria Christine bisher für den Sohn die Regentschaft geführt. Heute, am siebenzehnten Maitage, wurde Alfonso großjährig, mußte er vor beiden Kammern der Cortes den Eid auf die Verfassung leisten. Acht Apfelschimmel zogen ihn auf den Schauplatz der ersten Königspflicht. Ueber dem Prunkwagen lag auf einer leuchtenden Weltkugel die spanische Krone. Und auf seidenen Kissen saß das schwächliche Kind des Schwindsüchtigen im Paradelid eines Kriegers und winkte mit weißem Handschuh einer unbekanntem, unerkennbar wimmelnden Menge huldvollen Gruß; denn so, ward ihm gesagt, grüßen nach altem Brauch die Könige ihr treues Volk. Nur den Handschuh sieht man von Zeit zu Zeit zwischen den Pferden der Leibgarde, die den Wagen umringt. Aber vom Schloß her dröhnen die Böller, helle Fanfaren empfangen den Zug; und jubelnd kreischt endlich nun die von solchem Glanz geblendete Menge, die lange stumm gaffte: *Es lebe der König!*

Sie kennt ihn nicht, hat ihn kaum je gesehen und mit halbem Ohr nur den Gerüchten gelauscht, die aus den Gesindestuben des Palastes in die verfallenden Gäßchen schlüpfen. Der Bauer, der Kleinbürger wagt nicht mehr, auf bessere Tage zu hoffen. Der Proletarier schwört auf Iglejas und harret ungeduldig der Stunde, da Bakunins Saat aufgehen und der rothe Schrecken das Land reinigen, neuer Ernte den Boden bereiten wird. Die Frau ist, die darbenbe besonders, in blind gläubigem Fanatismus dem Priester unterthan; seinem Wort horcht sie und flüchtet aus Angst und Noth in die finster ragenden Klöster, in die vorgeschobenen Forts der geistlichen Weltmacht, die wie ein schwarzer Gürtel die Hauptstädte einschnüren. Wer soll der Frage nachsinnen, ob von dem neuen König Gutes oder Schlimmes zu erwarten ist? Die kleine Schaar der Gebildeten höchstens, die vergleichen kann und die Schmälerung des spanischen Ansehens bitter empfunden hat. Die Zeit der Regentschaft war hart; sie hat dem Reich, in dem einst die Sonne nicht unterging, Alles geraubt, was es noch zu verlieren hatte: Wohlstand, Kolonialbesitz, Prestige, innere Einheit. Die Oesterreicher haben Spanien immer Unglück gebracht und die Oesterreicherin Maria Christine hat das Werk ihrer Ahnen vollendet. Gewiß: sie that, was sie vermochte, war ältlich und fromm, lockte keinen Buhlen auf ihr Wittwenlager, gab sich nicht, wie die Babylonierin Isabella, in brünstiger Laune heute einem Serrano, morgen einem Marfori. Doch die strengste, prüdeste Tugend ersetzt nicht das Herrchertalent. Maria Christine blieb in Spanien stets die Fremde, die Oesterreicherin. Nie schien sie bemüht, Land und Leute kennen zu lernen,

den Charakter und die Bedürfnisse des Volkes zu erforschen. Oft ward ihr vorgeworfen, sie denke nur an die Erhaltung der Dynastie, sorge nur für die Wahrung der steifen Ceremonialformen und sei im tiefsten Grund ihres engen, abergläubigen Herzens froh, wenn kein Strahl den dunklen Sinn der Menge erhelle. Auch Hochmuth, Geiz, unfreundliches, mürrisches Wesen wurde ihr nachgesagt; und ein ganz in grellen Leidenschaften lebendes Volk konnte sich ihrer kühlen, starren Tugend niemals befreunden. Sie blieb unbeliebt und verlor sogar den Nimbus der Keuschheit, als gekränkte Schranzen die Kunde ins Volk trugen, die Königin-Regentin, die jede natürliche Geschlechtsregung verpöndet, habe heimlich eine morgantische Ehe geschlossen. Das Geraun log wahrscheinlich, wurde aber, weil es eine wachsende Antipathie nähren konnte, gern aufgenommen und weitergetragen. Und schließlich: was taugt Frauenherrschaft einer Zeit, deren Schäden nur eines ganzen Mannes gesammelte Kraft heilen könnte? So großte und seufzte die Intelligenz des Landes, die Bourgeoise, die in übelster Lage immer noch vor dem Umsturz der Staatsordnung zittert und in der Dauer der Monarchie den sichersten Schutz ihrer Geldschranke sieht. Vielleicht reifte im Schloß schon der rettende Mann. Vielleicht . . . Hoch hinauf flatterte freilich die Hoffnung nicht. Der Knabe Alfonso wurde von seinem Vater im letzten Stadium der Schwindsucht gezeugt. Solchen Ursprungs Leidensspur ist an ihm sichtbar geblieben; er sieht jünger aus, als er ist, und war seit dem ersten Lebenstag ein blaßes, verkümmertes Angstkind. Kein Höfling hat ihm je einen Befenszug nachgerühmt, der auf besondere Regsamkeit eines früh wachen Geistes schließen ließ; und Königen wird doch schon Genialität angedichtet, wenn sie, ohne allzu laut zu schreien, sich den Kopf waschen, die Saugflasche wegnehmen und die Nägel schneiden lassen. Diesen König hielt die Mutter beinahe ängstlich verborgen. Niemand sah ihn. Der Vater Montaña, eine Stütze der Orthodoxie, leitete seine Erziehung. In die Verwaltungspraxis wurde der Knabe nicht eingeweiht und nie vernahm man, er habe auch nur als Hörer einem Ministerrath beigewohnt. Ein andalusischer Hirtenknabe weiß mehr von Spaniens drängenden Wünschen, von Spaniens Jammer als dieser im goldenen Käfig Erwachsene. Und der arme Postumus soll nun König sein und eine Erbschaft antreten, vor deren Last selbst ein mit allen Waffen moderner Bildung gerüsteter Riese erbeben müßte.

Wohl ihm, wenn er auf seidenen Kissen in kindischem Wahn nicht an die Beschwerden des zur Herrschaft führenden Weges denkt, nicht an das Ziel der mühsägigen Fahrt, die so glanzvoll, mit Böllergedröhn, Fanfaren

und Volksjubel begann. Weh ihm, wenn er auch nur in flüchtigem Traum die furchtbare Wirklichkeit sieht, wenn eines Warners rauhe Hand den Schleier zerreißt, den zärtliche Frauenschwachheit und schlaue vorsorgende Priestertaktik um die Schläfe des Knaben wanden. Wird das Auge dieses Königs frei, dann muß er verzweifeln, muß seinem Schicksal fluchen und sich gegen die graue Fosse einer Staatsrechtsordnung bäumen, die so ungeheure Bürde auf eines Sechzehnjährigen schwache Schultern lud.

Dennoch hoffen gerade die Besten im Land, der Trugschleier werde reißen, des muthigen Warners Stimme bis ins Ohr des gekrönten Knaben bringen. Leicht, so rechnen sie, läßt Jugend sich zu großen, Ruhm verheißenden Aufgaben locken; und gar verführerisch klänge hier wohl das Wort des Tapferen, der sich entschlosse, ohne Furcht vor ihm selbst gefährlichen Folgen diesem König die Wahrheit zu zeigen. Sieh um Dich, müßte er sprechen, und lerne zuerst: nur glauben, was Du mit eigenem Auge schaust; mit nüchtern prüfendem Auge, das nicht trüg an der Oberfläche der Dinge haftet. In Deinem Reich ist Alles unecht, unehrlich, Alles auf Täuschung und Selbsttäuschung gestellt. Ein Coulißland, das der erste Windstoß über den Haufen weht. Das Volk, das Dir zujubelt, liebt Dich nicht, traut Dir nicht einmal; es heult vor Freude über die bunte Dekoration und huldigt Dir wie in der Arena den behenden Chulos, die im Tanzschritt vorrücken und dem gereizten Stier das rothe Tuch um die Hörner werfen. In der nächsten Viertelstunde kann irgend Einer aus der populären Schaar der Banderilleros oder Picadores Dich aus dem Schein der Volksgunst verdrängen. Wenn Du Deiner Macht feste Grundlagen schaffen willst, darfst Du nicht auf der Straße dem Applaus nachlaufen. Das hieße, die Zeit verträdeln. Dich bedrohen nicht nur Anarchisten, Karlisten, Separatisten, Republikaner und Landproletarier: Du hast überhaupt keine zuverlässige Stütze. Ein Schuß, eine Dynamitexplosion macht Lärm; die schlimmere Gefahr ist geräuschlos. Die Masse, die noch ganz in den Vorstellungen des Absolutismus von Gottes Gnaden lebt, fragt nicht, ob liberal oder konservativ regirt wird, und langt nicht nach Gedankenfreiheit; was sollte sie mit solcher Errungenschaft anfangen? Sie herrscht ja auch nicht, hat keine Möglichkeit, an der Gestaltung ihres Schicksals mitzuwirken. Unsere Demokratie ist eine Lüge, die Keinen mehr täuscht. Hier haust, über dem Volk, über dem Schattenkönig sogar, eine Oligarchie, deren Gruppen und Cliques sich um die Deute balgen. Diese Kauferei nennen wir stolz den Prinzipienkampf politischer Parteien. Und eben solche Lügen sind all die Einrichtungen, von denen wie von nationalen

Heilighümern geredet wird. Ein untüchtiges Heer, dessen Führer immer an den persönlichen Vortheil, nie an die *res publica* denken. Eine unbrauchbare, von der ganzen Welt verhöhnte Flotte. Wenn morgen der Streit um die Herrschaft über das Mittelländische Meer ausbricht, ist unser Vischen Einfluß auf Marokko verloren. Dabei bringen wir die Kosten eines Staatshaushaltes auf, der jährlich fast eine Milliarde Pesetas verschlingt. Wir haben keine dem hastigen Wettbewerb jüngerer Kulturvölker gewachsene Industrie, keinen modernen Verkehrsbedingungen entsprechenden Handel; und den Ackerbau lähmt die Rückständigkeit des Betriebes. Mit staatlicher Beihilfe werden Monopole erschachert, die den Ärmsten Wucherzins abpressen und einen Klügel bereichern. Günstlingwirthschaft und Korruption aller Art hat überall ihre Minengänge gegraben. Alles ist hohl, haltlos, zum Untergang reif. Nicht Ruinen hast Du zu restauriren, nein: Du mußt die morschen Reste in die Luft sprengen und auf dem gesäuberten Boden ein neues, helles, lustiges Gebäude errichten. Alles ist hier noch zu thun, der Grundstein politischer und wirthschaftlicher Organisation erst zu legen. Und Der nur, dem dieses Werk gelingt, wird wirklich König sein, nicht im Purpur als eine nickende, winkende Gliedergruppe die Rolle des Königs spielen.

Wer so zu Alfonso Postumus spräche, rieth ihm eine Revolution und lockte den Knaben zu einem Versuch, der auch mannbare Könige schrecken könnte. Die Geschichte lehrt, daß Revolutionen fast ausnahmslos nur dann Erfolg hatten, wenn sie von Klassen, Klassenführern oder Deklassirten ausgingen, die nichts verlieren, Alles gewinnen konnten. Ein König von Spanien, der eine gründliche Modernisirung seines Reiches plante, müßte vor allen Dingen die Uebermacht des Klerus brechen. Dieses Unternehmen aber wäre nirgends so gefährlich wie im Vaterlande Voholas, wo die dünne Oberschicht zwar antiklerikal, doch die Masse des nicht in den Großstädten entschristeten Volkes blind dem Priester ergeben ist. Und wo fände die Dynastie Stützen, wenn sie auch noch die vatikanische Weltmacht wider sich waffnete und den ihr bis heute so gnädigen Papst zwänge, seine Hoffnung auf den Sieg der Karlisten zu setzen? Sagasta mußte sehr gut, warum er, der ausgezogen war, die Pfaffenfestungen zu schleifen, auf halbem Weg umkehrte. Keine der beiden großen — jetzt freilich sacht abbröckelnden — Bourgeoisparteien wird diesen Weg bis ans Ende gehen. Auf die Separatisten und die Sekte Bakunins aber kann sich Alfonso nicht stützen, wenn er nicht nachgewonnener Schlacht beim Siegesmahl der Dreizehnte sein will. Die Situation ist eben nicht so einfach, wie der liberale Besitzer ewiger Wahrheiten wähnt, der dem Sohn der from-

men Erzherzogin einen frischen, fröhlichen Kulturkampf empfiehlt. Die Spanier lächeln verächtlich zu solchem Rath und schneiden jede Erörterung mit dem spigen Wort ab: *Cosas de España!* Das heißt: darüber steht nur dem in Spanien Geborenen ein Urtheil zu. Gesprächiger werden sie erst im intimen Verkehr. Dann kann man von ihnen hören, daß sie die spanische Monarchie für unrettbar verloren halten und ihr rathen, auf die am Manzanares sehr mächtige *vis inertiae* zu bauen und ohne störenden Lärm auf den alten, breitspurigen Wegen noch ein Weilchen das Leben zu fristen.

Die Straße, auf der die acht Apfelschimmel den Prunkwagen zum Kongreßpalast ziehen, ist alt und ward oft befahren. Auf der Weltkugel, die über der Spiegeltürsche im Sonnenlicht blüht, liegt die spanische Krone, deren Reich seit den Tagen vor Kuba so klein geworden ist. Und Niemand lacht; aus weiter Fremde sind Gäste gekommen, denen man ein Schauspiel schuldet. *Cosas de España!* Auch der bleiche Knabe, dessen mageren Leib der wattirte Paraderock eines Generalkapitäns kräftiger erscheinen läßt, hat seine Rolle eifrig gelernt und weiß auswendig, wie er sich in jedem Augenblick zu benehmen hat. Er winkt mit dem weißen Handschuh; denn so, hat ihn der Vater Montaña gelehrt, grüßen nach altem Brauch die Könige ihr treues Volk. Jetzt fährt er jäh auf und lehnt sich dann scheu in die Rissen zurück. . . An den Wagen hat sich ein Mann gedrängt, dem der Hofmarschall eine Waffe entreißt. Der Zug stockt; und der Bögling des Mönches weiß nicht, welche Haltung in solcher Minute der Brauch den Königen im Angesicht ihres treuen Volkes vorschreibt. Im Kongreßsaal aber warten die Granden, der Hofstaat, Infanten und Infantinnen, fremde Fürsten, Würdenträger und beide Kammern der Cortes. Der Beginn der Ceremonie, sagt endlich der Präsident, verzögert sich, weil ein Mörder Seine Majestät angefallen hat. Doch da ist der König ja schon. Unter dem gelben Baldachin schreitet er über Marmorstufen in den Saal. Er hat sich erholt, reckt, nach der Weisung, die Hand und spricht mit einer Kinderstimme, die in dem Bemühen, männlich und kriegerisch zu klingen, heiser wird: „Bei Gott und den heiligen Evangelien schwöre ich, des Rechtes und der Verfassung Hüter zu sein!“ Dann gehts zum Tedeum nach San Franzisko. Und auf dem Rückweg winkt wieder der weiße Handschuh. Als die Reihen der Leibwache sich am Schloß lösen, sieht man den König sogar lächeln. Die Weiber jubeln und Alfonso ist von so rührendem Ausdruck der Unterthanentreue beglückt. Seit er sich in der Kathedrale auf den Thron niederließ und im ganzen Reich die Glocken erklangen, ist der kränkelnde Knabe ein mündiger König geworden.

## Mesmer.

In seiner Novelle „Der Magnetiseur“ läßt E. Th. A. Hoffmann den Titelhelden von der durch Mesmer entdeckten Naturkraft sagen: „Ist es denn nicht lächerlich, zu glauben, die Natur habe uns den wunderbaren Talisman, der uns zum König der Geister macht, anvertraut, um Zahnweh oder Kopfschmerz oder was weiß ich sonst zu heilen? Rein, es ist die unbedingte Herrschaft über das geistige Prinzip des Lebens, die wir, immer vertrauter werdend mit der gewaltigen Kraft jenes Talismans, erzwingen.“ Diese Worte spiegeln mehr das große antiphilistrophe Grundgefühl Hoffmanns als seine wahre Meinung über den Mesmerismus wider, wie andere Stellen in seinen Erzählungen zur Genüge beweisen. Jedenfalls aber vermitteln sie eine Auffassung der mesmerischen Lehre, die von ihrer rein medizinischen Bedeutung absteht. Es kommt uns freilich nicht mehr auf das Phantom einer „unbedingten Herrschaft über das geistige Prinzip des Lebens“ an, wohl aber auf das Anschauen dieses geistigen Prinzips in seiner Tiefe. Dazu ist Mesmers Lebenswerk zweifellos ein Beitrag. Nur dieser rein geistige Gehalt seiner Lehre soll uns hier beschäftigen, ohne daß wir darum jeden Seitenblick auf sein exakt-naturwissenschaftliches Erkennen vermeiden wollen.

Mesmer stammt vom Rhein. In Inyang, einem Dörfchen in der Nähe von Konstanz, das am Fuß des Schienerberges über einer Bucht des Untersees der alten Stadt Radolfzell gegenüberliegt, wurde er 1734 geboren. Und nachdem sein reiches Leben ihn durch Oesterreich und Frankreich geführt, kehrt er als Greis 1812 nach Konstanz in seine Heimath zurück. In Meersburg, wo er 1815 starb, steht auf dem Friedhof ein dreikantiger, mit symbolischen Zeichen geschmückter Opferaltar: Das ist sein Grabstein. Und bei Stein am Rhein soll nach glaubwürdiger, in einer dort angefahrenen Familie erhaltener Tradition eine Begegnung Mesmers mit Goethe stattgefunden haben.

Seine seit frühester Zeit von Vielen eifrig versuchte, von Anderen bekämpfte, immer unstrittene Lehre von der Wechselwirkung, der man mit Recht vielleicht nur vorwerfen darf, daß sie eine individuelle, ihm und einzelnen Anderen genügend sichtbar verliehene Kraft generalisirte, hat ihn bald zu einer europäischen Persönlichkeit gemacht. Er muß in der That, selbst wenn seine ganze praktische Lehre nur ein großer Irrthum sein sollte, durchaus als ein bedeutender, seine Umgebung und seine Zeit beeinflussender Mann genommen werden. Zeugniß dafür ist sein rascher und großer Erfolg in Frankreich, wohin er 1778 von Wien aus ging und wo er trotz aller Bekämpfung durch die Schulmedizin zwanzig philanthropische Institute mit magnetischer Behandlung einrichten konnte. Den Einfluß, der von ihm ausging, bewahren uns auch Einzelberichte von Zeitgenossen. Ein Augenzeuge,

der den greisen Mesmer in Konstanz aufsuchte und seinen unentgeltlichen magnetischen Kuren zusah, spricht von der „wunderbaren Kraft der Einwirkung auf Kranke bei dem durchdringenden Blick oder der bloß still erhobenen Hand“ Mesmers. Diese Wirkung ging vielleicht zunächst rein von der physischen Persönlichkeit des Magneteurs aus; sie wurde jedenfalls erhöht durch die Macht der hinter der physischen stehenden geistigen Persönlichkeit, die in ringenden Gedanken wie in inneren Schicksalen gereift und erstarkt war. Dieser klare, kluge Repräsentant der Aufklärungszeit, wie er sich namentlich in dem Entwurf eines idealen Bürgerstaates (im zweiten Theil des „Systems der Wechselwirkungen“) zeigt, war zugleich Mystiker und ein die Tiefe der Natur durchforschender Geist. Diese Zweiseitigkeit giebt ihm sein Besonderes. Sein Wesentliches aber ist sein ganz innerliches Anschauen der Natur und ihrer Kräfte. Mesmer gilt in naturwissenschaftlicher Hinsicht gemeinhin als Phantast. Allerdings besaß er die nachschaffende Phantasie, ohne die ein lebendiges Erkennen überhaupt undenkbar ist; sie mag ihn manchmal zu Irthümern geführt haben; daß sie ihm auch große Wahrheiten vermittelt hat, ist ohne Frage. Es wird seinem Ruf als Naturforscher gewiß nicht schaden, daß er den Zusammenhang aller organischen Entwicklung deutlich sah, daß man ihn fast als unbewußten Darwinisten bezeichnen kann. Er spricht einmal davon, daß das Thier seine Wurzeln aus dem Erdreich genommen und als Magen in seinen Körper versenkt habe. Das ist eine grundlegende Lehre des Darwinismus. An einer anderen Stelle betont er die Möglichkeit, daß der Schlaf — als solchen bezeichnet er ausdrücklich das Leben der Pflanze — der dem Menschen natürliche, ursprüngliche Zustand sei: dem Zweck des Vegetirens am Unmittelbarsten entsprechend. „Könnte man nicht behaupten, daß wir nur wachen, um zu schlafen?“ Man halte daneben die der Entwicklungslehre eigenthümliche Anschauung, daß der menschliche Geist sich nur als Waffe im Daseinstampfe entwickelt habe.

Mesmer gliedert seine selbsterlebten Anschauungen in ein skizzirtes metaphysisches System ein. Das hat den Vortheil, daß er selbst einige der tieferen Konsequenzen seiner Ideen ziehen und uns vorweggeben muß; ungünstig aber bleibt, daß er nun nicht in dem Maße gezwungen ist, die Einzelerrscheinung — die er durch Eingliederung in das System genügend motivirt zu haben glaubt — so anschaulich lebhaft zu schildern, daß sie aus sich selbst allein den Leser von ihrer Wahrheit überzeugt. Das System verhüllt uns zunächst auch den Ausgangspunkt, von dem Mesmer in sein Gebiet einbrang. Eine tiefe und besondere Art der Weltanschauung muß in der Persönlichkeit, die zu ihr finden soll, ganz und gar vorbereitet sein. Eine solche Anschauung mag — zumal wenn in ihr so übellich praktische Konsequenzen liegen — am Anfang, ehe sie sich runden konnte, nur als der

Spiegel besonderer zufälliger Erfahrungen erscheinen. Am Ende, wenn das ganze Leben eine ursprüngliche Veranlagung umströmt und Zeit gewonnen hat, sich um den — bewußten oder unbewußten — Gedanken zu kristallisiren, wird sich dies Gebilde ganz zum Ausdruck der Persönlichkeit wandeln. Persönlichkeiten aber stellen in sich immer einen Theil der großen Wahrheit dar.

Der ersten äußeren Anregung, die Mesmer zu sich erweckte, kann ich nur einen Zufallswerth beimessen. Es ist ziemlich gewiß, daß er als junger Arzt durch Beobachtungen an Kranken auf den Einfluß achten lernte, den die großen Himmelskörper, insbesondere Sonne und Mond, auf den thierischen Organismus üben. Seine Doktor-dissertation handelte von dem Einfluß der Himmelskörper auf die Erde. Er forschte vorurtheillos und fand scheinbar fernliegende und doch deutliche Bestätigungen. Mit richtigem Blick sah er in alten Volkmeinungen, Aberglauben und Aehnlichem keinen Unsinn, sondern — wenn auch erstarrte und verderbte, dennoch — schätzbare Ueberreste einer ursprünglichen Erfahrungswahrheit. So ging er forschend bis auf vergessene astrologische Ansichten zurück. Unsere Naturerkenntniß bestätigt diesen astralen Einfluß übrigens; wie man denn jüngst auch zu einer unbestreitbaren Erkenntniß der Einwirkung ganz ferner meteorologischer Erscheinungen auf das Nervensystem gelangt ist. In seiner Praxis empfand der junge Mesmer schmerzlich, daß es kein direktes auf die Nerven wirkendes Heilmittel gab. Er gerieth — nicht unbeeinflusst von seinen astrologischen Studien — auf die Vermuthung, daß Dieses ein Agens nicht wägbarer Materie sein müsse, ein Prinzip der Belebung. In dieser Vermuthung lag gleichzeitig eine Erklärung des von ihm ausdrücklich als wechselseitig angenommenen Einflusses der Himmelskörper, die sich fast ganz mit der bekannten Aether-Theorie deckt; nur nimmt Mesmer einen noch feineren Weltstoff an. Dieser Einfluß „bewirkte sich durch einen Mittelstoff oder durch eine Fluth, worin alle Wesen in einer Art von Verührung so unter einander gemengt sind, daß dadurch eine einzige Masse von der ganzen Welt gebildet wird.“ Wir sind „eingetaucht in den Ozean der Aetherfluth.“ In diesem Ausdruck dokumentirt sich schon eine kosmisch, phantastisch empfindende Persönlichkeit. Und inniger noch berührt sie uns, wenn er seine wundervoll künstlerische Anschauung vom Entstehen der Körper, Formen und Gestalten darlegt. Sie werden erzeugt von den beiden großen Kräften des Alls: Ruhe und Bewegung. Er giebt für seine Anschauung ein etwas triviales, aber eindeutiges und klares Bild: ein großes Glasgefäß sei mit Butter gefüllt, in dem sich unsichtbar — in Farbe und Aussehen der Butter ganz gleich — eine Wachsfigur befindet. Eine Form ist nicht vorhanden: wir haben den Zustand der absoluten Ruhe. Erhitzen wir das Gefäß so lange, bis die Butter schmilzt, das Wachs dagegen noch nicht aufgelöst wird, so haben wir den Zustand der Welt: Ruhe und Be-

wegung; die Bewegung durch die ihr im Wesen verwandte Wärme hervorgerufen. Wir haben Form und Gestalt. Erhizen wir das Gefäß weiter, bis auch die Wachsfigur schmilzt, so haben wir den Zustand der absoluten Bewegung und wieder keine Form, keine Gestalt. Wenn wir des Gefühles, daß alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist, ganz theilhaft sind, so muß dies triviale Bild tiefe Bedeutung für uns gewinnen. Als ein Spiel der beiden Kräfte Ruhe und Bewegung stellt Mesmer das körperliche Leben des Menschen dar. Mit der Geburt — richtiger wohl: in der Empfängniß oder in der Entstehung des Spermazoons — tritt Leben aus dem Reich absoluter gestaltloser Bewegung in den Doppelzustand der Bewegung und Ruhe ein. Nun beginnt eine langsame (oder bei tödlichen Krankheiten plötzliche) Verfestung, die zum Zustand der absoluten Ruhe, zum Tode führt. Es leuchtet sofort ein, daß die Widersprüche, die in diesem Schema — wie in allem Schematischen — liegen, daher rühren, daß wir vom Zustand der absoluten Bewegung vielleicht sinnvoll zu sprechen vermögen, jedenfalls aber den Zustand der Ruhe nur in seiner Verbindung mit der Bewegung kennen und ihn absolut auch nicht denken können. Wenn Mesmer dagegen mit seinem Schema nichts Anderes sagen wollte als: daß das Leben einer Einzelform eine langsame Verfestung sei, die im Tode einen Augenblick lang — wenn das der Form eigenthümliche Leben entflohen ist, das neue der Verwesung noch nicht eingelehrt scheint — uns als ein Gleichniß der absoluten Ruhe bedünken mag, so lösen sich die Widersprüche. Allerdings hat dieses Schema mit Mesmers Grundanschauung über die Entstehung der Gestalten dann nicht mehr logischen, sondern nur den tieferen symbolischen Zusammenhang. Unerörtert bleibt — und hier beschattet vielleicht der Rationalismus Mesmers Gesichtsfeld — die Frage nach der psychischen Entwicklung im Leben. Sie geht im Peripherischen der körperlichen Verfestung parallel, im Centralen scheint sie ihr direkt entgegenzugehen, wahrhaft „ein Entwerden“ zu sein. Ich erinnere an Jean Pauls Unterscheidung: „Das Äußere, das Innere eines Menschen kann sterben, aber nicht das Innerste.“

Aus der Anschauung von der Allfluth leitet Mesmer seine medizinische Lehre her. Er nimmt an, daß die ganze Welt fortwährend durchströmt sei von Fluthreihen dieses feinsten Stoffes, die nach allen Richtungen gehen. Diese Annahme ist hypothetisch auch von einigen Astronomen zur Erklärung der Gravitation herbeigezogen worden. Wo diese Fluthreihen nun gezwungen sind, die Zwischenräume fester Körper zu passiren, beschleunigen sie sich und es entstehen Stromschnellen. Das sind die uns bemerkbaren sogenannten magnetischen Ströme. Diese Ströme sind sein Hauptheilmittel. Aber in der Allfluth sah Mesmer noch Anderes. Es ist ein sonderbares Zusammenreffen, daß auf dem selben Boden, auf dem im vierzehnten Jahrhundert einer der Männer, die aus dem tiefsten Quell des Seins geschöpft haben.

lebte: der Mönch Heinrich Suso, — daß hier der aufgeklärte Arzt Mesmer geboren ist, der auf seinem Wege zu ähnlichen Anschauungen gelangt wie der Mystiker. Wie wir die Sterne nicht sehen können, wenn die Sonne scheint, sagt etwa Mesmer einmal, so hindern unsere äußeren Sinne oft das Leben und Wirken unseres inneren Sinnes. Auf diesen wirkt nach seiner Anschauung die Afluth direkt ein, so daß der Mensch — wie man im sonnambulen Schlaf, wo die äußeren Sinneswerkzeuge außer Thätigkeit gesetzt sind, beobachten kann — in einem ununterbrochenen Zusammenhang mit der Natur steht. Er glaubt, diesen inneren Sinn im Nervensystem erkannt zu haben. Mit ihm verbindet er nun eine sehr wichtige, für das Verständniß aller großen menschlichen — kulturellen wie künstlerischen — Entwicklung geradezu unentbehrliche und deshalb durch die Arbeiten der jüngsten Historikergeneration (Lamprecht, Breysig) mittelbar unterstützte Hypothese. Die Ansteckung der Meinungen, der Sitten, die oft plötzliche Umstimmung ganzer Epochen, die Wirkung des Willens starker Charaktere, der Segnungen und Verfluchungen und alles Dessen, was heute unter den Begriff der Suggestion fällt, sind ihm durch die Afluth vermittelte Wirkungen auf den inneren Sinn. Was die Luft für den Schall, der Aether für das Licht, ist der feine Fluthstoff für den Gedanken. Vielleicht ist unser naturwissenschaftlich eingegengtes Denken durch die selbst für den Pfahlbürger wunderbaren Entdeckungen der drahtlosen Telegraphie und der Röntgenstrahlen wieder einmal für eine Zeit lang von seiner Banalität und Ueberhebung so weit befreit, daß wir auch diese Gedanken, ohne spöttisch zu lächeln, zu erwägen im Stande sind. Mesmer hat hier unzweideutig die völlige Durchdringung des Afls mit Geist ausgesprochen. Das ist eine — in Folge ihres näheren Haftens an dem Gleichniß des Vergänglichen — gröbere Form des Pantheismus, als er sich sonst bei Mesmer ausspricht. Worte wie: „Das Wollen des belebten Körpers ist nichts im Wesen Unterschiedenes von dem Fallen des unbelebten“; oder: „Die Moral ist eine unsichtbare Physik“ drücken seinen tieferen Pantheismus aus. Mit den werthvolleren Anschauungen des Okkultismus deckt sich Mesmers Gedanke, daß alle Wesen Materialisationen nach innerem Bilde seien; auch die von Mesmer angenommene Möglichkeit einer Fernerscheinung, „nachgeformt sogar auch durch die bloße Existenz der ursprünglichen Form“, ist okkultistische Anschauung. Er sieht also auch in der Thatfache der Existenz, des Daseins etwas wesentlich Anderes als die gewöhnliche Auffassung; nicht einen Zustand, sondern eine fortgesetzte und beliebig weit reichende Zeugung. In all diesen mesmerischen Gedanken liegen Werthe für uns, die von der Wahrheit oder Nichtwahrheit seiner magnetisch-medizinischen Lehre unabhängig sind.

## Kriegsraison.\*)

Die Kriege der ältesten Zeit — so schildert Gustav Freytag die geschichtliche Entwicklung — waren auf Austilgung des Gegners mit Weib und Kind, auf Aneignung seines Bodens und seiner Habe gerichtet. Aus Eigennutz machte man Gefangene; sonst tötete man; die gefangenen Sklavinnen hatten „keine Ehre“. Noch in der Kaiserzeit verfuhrten die Römer im Wesentlichen so. Die Germanen zeigten sich den Frauen gegenüber milder; am Wenigsten die Franken, die deshalb getadelt wurden. Allmählich kam es dazu, daß von Unbewaffneten nur noch die Männer gefangen, daß die Gefangenen „geschätzt“ wurden; die Kreuzzüge, das Lehnswesen, das Ritterthum brachten, trotz vielen Ausnahmen grausamer Wildheit, doch einen Fortschritt gegen früher. Neben der reißigen Schaar hatten stets Reste des alten Volksherees fortgebauert, und als diese sich in das Landsknechtsheer verwandelten, also etwa zur Zeit Maximilians, kam man wieder eine Stufe höher. Eine aus dem übrigen Volksthum gelöste Berufsorganisation stand der anderen gegenüber. Im eigenen Handwerksinteresse gab man einander „Quartier“, versprach den Weibern und Kindern freien Abzug. Wurde auch viel geplündert, so kauften sich doch auch viele Städte los. Insofern die Kriegführung sich noch mehr auf Berufsheer gegen Berufsheer beschränkte, hat selbst der Dreißigjährige Krieg eine gewisse Weiterentwicklung zur modernen Methode gebracht. Im Uebrigen bietet er freilich fast nur entsetzliche Bilder von Grausamkeit, Mordlust, Zerstörungslust, auch gegen Nichtkombattanten, Weiber, Kinder und deren Habe; nur Gustav Adolf selbst — nicht mehr die Schweden nach seinem Tode — hielt bessere Mannszucht. Auch das Landvolf verwilderte; der Landmann hatte in jedem Soldaten, aber auch der Soldat in jedem Bauern den Feind zu fürchten, bereit zu hinterlistigem Ueberfall, zur Marterung, zum Morde. Nach dem Westfälischen Frieden erstarkte das Gefühl für Humanität doch so weit, daß das Hausen der Franzosen in der Pfalz allgemeinen Abscheu erregte. Die Meinung festigte sich, daß den Krieg die stehenden Heere zu führen haben, während der sesshafte Bürger arbeitet und steuert. Schwere Lasten haben auch deutsche Armeen auferlegt, aber meist doch solche, die von der Leitung geordnet wurden; Notheiten kamen vor, aber gegen die gewollte Zucht des Heeres. Friedrich der Große basirte seine Kriegführung zum großen Theil auf Verpflegung und fürsorglich angelegte Magazine. Das wirkte manches Gute, aber auch eine gewisse Gebundenheit, von der Napoleon den Krieg löste. Große Erpressungen kamen unter ihm vor, namentlich in Preußen. Aber er regelte in ganz neuer Weise die Vorbereitung der Kriege, so des Feldzuges von

\*) S. „Zukunft“ vom 22. März 1902: Deutsche Soldaten in Feindeeland.

1805, eben so des russischen Krieges, durch Sammlung von Vorräthen für Bekleidung, Nahrung, Fournage, Wagenpark in nie dagewesenem Umfange. Freilich ist der Untergang der großen Armee unter Mitwirkung von Kälte, Hunger, Unwegsamkeit, Entbehrungen jeder Art dadurch nicht verhindert worden. Für das vorher in der Heimath Erduldete haben die Deutschen 1814/15 in Frankreich wenig Vergeltung geübt; diese Lichtseite des damaligen Krieges darf man wohl hauptsächlich auf die Durchsetzung des Heeres mit einer zahlreichen begeisterten, zum Theil gebildeten Jugend zurückführen.

Im Ganzen brachten die zwei Jahrhunderte nach 1648 einen schnellen Fortschritt zur Humanität. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts steigerten sich die dahin gerichteten internationalen Bestrebungen. So im Sanitätswesen, in der Fürsorge für Verwundete (Genfer Konvention und in Bezug auf die anzuwendenden Waffen (Verbot der Sprenggeschosse aus Handfeuerwaffen). Die grundsätzliche Schonung des Privateigenthumes im Landkrieg und der Nichtkombattanten wurde zu einem unanfechtbaren Satz; auf Achtung des Privateigenthumes zur See wurde wenigstens hingearbeitet. Die Humanisirung des Kriegsgebrauches erhielt eine Kodifikation in der — freilich nicht ratifizirten — brüsseler Deklaration von 1874 und, auf deren Grundlage, durch die in frischem Andenken stehende Haager Konvention von 1899. Die deutsche Regierung sah sich damals in der erfreulichen Lage, erklären zu können, daß von deutschen Truppen „nach den getroffenen Bestimmungen schon bisher verfahren sei.“ In der That dürfen wir geschichtlich für unser Vaterland ein Hauptverdienst um den Fortschritt der Schonung im Krieg beanspruchen.

Mit unabwendbarer Nothwendigkeit haben aber dieser Tendenz andere Momente entgegengewirkt. Das übersieht man vielfach. Erstens die ungemein gesteigerte Machtentwicklung der Staaten überhaupt, die Kriege führen, ihrer Volkszahl, ihrer Kultur. Das und namentlich das völlig geänderte Transportwesen, Eisenbahnen und Dampfschiffe, führt zur Aufstellung von unvergleichlich stärkeren Heeren und zu ungeheurem, im Felde häufig doch nicht geordnet zu befriedigendem Bedarf für Menschen und Thiere. Man hat für einen Aufmarsch mit 1 Million Menschen und 300 000 Pferden auf drei Wochen eine Erforderniß von 2 Millionen Centnern (ohne Heu und Stroh) berechnet. Gesteigerter Wohlstand und Kultur, die weit feinere Verastelung aller wirtschaftlichen Verhältnisse sind aber auch viel empfindlicher gegen jede Abweichung vom friedlichen Zustande. Ferner sind die technischen Zerstückungsmittel in ungeahnter Weise vervollkommenet und kein Staat kann es unterlassen, von den wirksamsten Gebrauch zu machen. Besonders wichtig ist, daß im Kreislauf der Geschichte die Kriege wieder mehr den Charakter von Volkskriegen angenommen haben.

Das nationale Bewußtsein, die Gebundenheit an Macht, Größe und Ehre des eigenen Staates haben eine Intensität gewonnen, die den vorhergehenden Jahrhunderten unbekannt war. Die Geschichte wird gefälscht, wenn jetzt vielfach dem Dynasten, dem Feldherrn, dem Bürger oder Soldaten des achtzehnten und noch früherer Jahrhunderte preußischer oder gar deutscher Patriotismus, wie wir ihn verstehen, in den Mund gelegt wird; man denke an den Großen Kurfürsten, der sich von Frankreich bezahlen ließ. Heutzutage empfindet der deutsche Fürst, empfindet jeder Deutsche als einen Schimpf die finanzielle Abhängigkeit von einem fremden Staat, die Förderung von dessen Zwecken gegen Entgelt. Jeder Einzelne empfindet den kriegerischen Erfolg gegen den eigenen Staat als eine ihn persönlich mittreffende Beeinträchtigung der nationalen Ehre und Wohlfahrt. Jeder fühlt sich verpflichtet, nach Kräften, wenn irgend möglich mit der Waffe, an der Abwehr teilzunehmen. Daß „jeder Staatsbürger“ Widerstand leisten solle, wie Scharnhorst und Sneyenau wollten, daß „hinter dem Ofen“ nur „erbärmliche Wichte“ bleiben, wie Körner sang, war damals etwas Neues, ist aber seit den Freiheitskriegen immer allgemeiner ins Bewußtsein gedrungen, gilt jetzt nicht nur von Deutschen, sondern mindestens auch von Franzosen, Italienern und würde doch wohl auch von Briten gelten, sobald es sich nicht um einen Kolonialkrieg, sondern etwa um einen zwischen großen europäischen Mächten handelte. Dies Gefühl ist wesentlich mitverbreitet durch die allgemeine Wehrpflicht, aber nicht unbedingt an deren bereits erfolgte Einführung gebunden. Es führt dazu, daß auch außerhalb der organisierten Truppen viel aktive und passive Feindseligkeit sich zeigt, namentlich im von der Invasion betroffenen Lande, daß neben jenen Truppen oder nach deren Erschöpfung weniger organisierte, von den Nichtkombattanten sich nicht scharf abhebende Gruppen Widerstand leisten. Auch die Frauen markiren den Abscheu gegen den Landesfeind. Es wird vielfach zur Ehrensache für jeden Einwohner, den Anordnungen, Requisitionen, militärischen Maßregeln des Feindes möglichst Abbruch zu thun, und solches Streben muß wieder gesteigerte Strenge und Härte hervorrufen. Neben oder nach dem großen Kriege entbrennt der kleine, die Guerilla, die nicht bloß mit den sonstigen Mitteln der Taktik und Strategie arbeitet, sondern die Tendenz hat, mit längerer Dauer auch an Grausamkeit zuzunehmen.

Trotz Alledem würden wir, bei dem im Ganzen doch offenbaren Fortschritt, nicht so viel von Kriegsgräueln hören, wenn sich nicht die Feinsüßigkeit gesteigert hätte. Das kann gar nicht oft genug betont werden, hier wie auf anderen Gebieten, zum Beispiel auf dem der Kriminalität. Die Menschen werden nicht schlechter: sie halten sich für schlechter, weil sie weicher empfinden. Des Krieges Wesen aber ist harte Gewaltthat.

„Im Kriege geschehen die schlimmsten Irrthümer aus Gutmüthigkeit.

„Wer gewaltthätiger ist, ist stärker.“ Noch einmal stehe hier das Wort von Clausewitz, dem großen Theoretiker des Krieges; selbst der Laie muß einsehen, daß er Recht hat. Man mag streiten, ob Kriege nothwendig, ob sie nützlich sind; aber wenn Kriege sind, müssen sie so geführt werden, daß möglichst schnell möglichst viel Schade an Leben, Leib, Sachen zugefügt wird. Daß die Seele des Feldherrn weichmüthigen Regungen unzugänglich sein muß, hat Colmar von der Goltz treffend dargestellt. Der Feldherr, der am Nachmittag die entsprechenden Meldungen erhält, muß sich bis zum Abend entschließen können, morgen fünfzigtausend Menschen seines Volkes hinzuopfern, wenn er davon einen entscheidenden Sieg erwarten darf. Welche ungeheure Entschließung: eine halbe Million Frauen, Kinder, Eltern, Geschwister unmittelbar betroffen, ein furchtbarer Aderlaß in die blühendste Volkskraft hinein, Millionen weggeworfen, die für Aufzucht dieser Menschen angewendet sind, Millionen verloren, die sie in den produktivsten Jahren einbringen sollten! Der General, der eine besetzte Stadt zu halten oder anzugreifen hat, muß Tod, Wunden, Siedethum sogar über Tausende von Frauen und unschuldigen Kindern bringen, muß ihre Leiden mit ansehen, ohne weich zu werden. In der Nothwendigkeit dieser Härte giebt es keinen Unterschied zwischen Deutschen, Franzosen, Engländern, Russen; die Tausende von Müttern, die in Paris ihre Kinder in Folge der Entbehrungen dahinschwänden sahen, haben den Deutschen eben so gefluht wie die Burenmütter den Briten. Man mag den ersten Napoleon hassen, Molke lieben: jene Feldherrn-Eigenschaft besaß der Deutsche so gut wie der Korse. Auch der Staatsmann, dessen Politik durch das Schwert ja nur fortgesetzt werden soll, muß solcher Härte fähig sein. Bismarck war es und mußte es sein; er ist in die drei Kriege nicht hineingeglitten; er mußte vorher, daß er Blut und Eisen brauchen würde. Er hat die Verantwortlichkeit auch nicht abgelehnt; noch viel später lastete sie gelegentlich auf seinem starken Herzen, wenn er am varziner Kamin der Hunderttausende gedachte, die seinem Lebenswerk geopfert werden mußten. Doch war selbst Napoleon Regungen nicht unzugänglich, die man sentimental schelten möchte; der General Warbot erzählt, wie der Kaiser einen feindlichen Unteroffizier, der sich zäh und unerschrocken auf einer Eisscholle treibend hält, gerettet sehen will, wie Warbot und ein anderer französischer Offizier sich ausziehen und mit gedöhrter eigener Gefahr den Braven aus dem Treibeis schwimmend herausschöpfen. Aber der selbe Kaiser besann sich keinen Augenblick, als Tausende fliehender Feinde auf der festen Eisfläche sich befanden, dieses Eis durch Artilleriefeuer sprengen zu lassen und jene Schaaren vor seinen Augen mit grausigem Tode verzeuflert und hoffnungslos kämpfen zu sehen. Und er handelte recht.

Man streitet nicht darüber, daß gegen kämpfende Soldaten das Streben nur auf möglichst schnelle und umfassende Vernichtung gerichtet sein kann. Die Beschränkungen, die man hierbei aus Humanität für die Kampfmittel

statuiert, sind mehr oder weniger willkürlich und können auf immer gesicherte Geltung schwerlich beanspruchen. Aus Handfeuerwaffen sollen Sprenggeschosse nicht gefeuert werden: Das ist gerechtfertigt, wenn und so lange ein Geschoss in der Regel nur einem Leibe gilt und dafür mehr als ausreichend ist. Sonst wäre nicht abzusehen, weshalb man aus einem großen Lauf mit einem Schuß ein Dutzend Menschen zermalmen darf, aus einem kleinen nicht. Das haager Verbot, aus Luftballons Sprengstoffe zu schleudern, hat schon Schaeffle angefochten; mit ihm darf man vernuthen, daß eine Armee oder Marine, die ganz neue oder überlegene Mittel des Kämpfens aus der Luft besäße — was ja heutzutage leicht eintreten mag —, diesen Vorprung schwerlich unbenuzt lassen dürfte. Die Haager Konvention verbietet Alles, was „überflüssige Schmerzen“ erzeugen kann. Ferner Gift und vergiftete Waffen.

Der feindliche Soldat, der die Waffen gestreckt hat, soll geschont werden. Das preussische Militär-Strafgesetzbuch von 1845 schützte seinen Leib noch ausdrücklich, das deutsche von 1872 hält eine besondere Vorschrift nur noch in Bezug auf die Sachen der Gefangenen für nöthig. Aber die Leute müssen auch mit Erfolg bewacht, sie müssen transportirt, ernährt und unter Umständen bekleidet werden. Da können Konflikte zwischen anerkannten Humanitätspflichten und dem eigenen militärischen Interesse leicht entstehen. Bei zu fürchtenden Schwierigkeiten ist man naturgemäß weniger geneigt, Gefangene zu machen. Ist die Menge der Nahrungsmittel sehr beschränkt, so muß die Erhaltung der eigenen Leute voraustehen. Die Franzosen verabsfolgten in den Revolutionkriegen einmal mehreren tausend gefangenen Oesterreichern längere Zeit täglich nur je ein Achtelpfund Fleisch und ein Achtelpfund Brot. Das heißt beinahe, langsam verhungern lassen, kann aber durch die Umstände entschuldigt werden. Auch nach Sedan konnten die Lager der Gefangenen nicht sofort genügend versorgt werden. In künftigen Kriegen mag bei den ungeheuren Zahlen Schlimmeres passiren. Die größten Fortschritte gegen früher sind in der Behandlung Verwundeter gemacht. Man freut sich Dessen, ohne zu übersehen, welche merkwürdige Anomalie darin liegt: physische Kraft, technische Hilfsmittel, Intellekt, Geldbeutel aufs Aeußerste anzuspannen, um Tausende zu schädigen, und gleich darauf die gleichen Anstrengungen zu machen, um sie zu pflügen und zu heilen.

Wer aber ist als feindlicher „Soldat“ zu behandeln? In Fällen wie dem amerikanischen Sezessionskriege, bei karlistischen Unruhen, Erhebung der früher türkischen Provinzen und Vasallenstaaten und anderen fragt sich, ob die Rechte Kriegführender zuzubilligen sind oder ob gegen Auführer, neben der Niederwerfung im Kampf, auch strafrechtliche Mittel zur Anwendung kommen sollen. England hat bei Beginn des jetzigen Krieges gegenüber der Südafrikanischen Republik, trotz der aus früherem Vertrage beanspruchten

Suzerainetät, diese Frage nicht aufgeworfen. Es kann aber weiter zweifelhaft werden, wann der passive Kriegsstand aufhört, namentlich, nachdem der eine Staat zur Annexion geschritten ist. Wenn wir 1870 die Welfenlegion im Felde getroffen hätten, wäre ihr sicher nicht das Recht auf gleiche Behandlung wie französischen Soldaten eingeräumt worden. Wird der ganze feindliche Staat vernichtet, ist gar keine organisirte Gewalt da, mit der Frieden geschlossen werden könnte, so ist besonders fraglich, wann der passive Kriegsstand aufhört. Man kann es vom völker- und staatsrechtlichen Standpunkt schwerlich billigen, daß England den weiter kämpfenden Freistaatern und Transvaalern jetzt Verbannung und andere Nachtheile androht, nur weil Bloemfontein und Pretoria seit längerer Zeit erobert sind und die Annexion proklamirt ist. Denn der Krieg hat inzwischen ununterbrochen fortgedauert, weite Landstriche sind noch nie von den Engländern besetzt gewesen, andere wieder aufgegeben. Wenn aber das Kämpfen für Monate oder Jahre ganz aufhörte, die englische Regierungsgewalt sich im ganzen Lande wirksam bethätigte und dann wieder Burentruppen im Felde erschienen, wäre es eher berechtigt, die Analogie einer Rebellion anzuwenden.

Nicht ohne Zusammenhang damit ist die Frage, wie die Kombattanten beschaffen sein müssen, um als Soldaten behandelt zu werden, also mit Anspruch auf Schonung und Straflosigkeit außerhalb des Gefechtes. Da ist es wohl berechtigt, wenn der Feind gewisse Anforderungen stellt: Auftrag berufener Gewalten, Organisation, kenntliche Uniform, die ständig getragen wird. Er kann sich nicht der Gefahr aussetzen, daß Leute, die sich als friedliche Bürger geben und behandeln lassen, jeden günstigen Augenblick benutzen, um ihm feindlich zu wirken, durch Ueberfall, aus dem Hinterhalt, in Quartieren, gegen schwächere Trupps, gegen Transporte und Transportmittel, gegen seine rückwärtigen Verbindungen. Ein Krieg mit wirklich allgemeiner, militärisch nicht organisirter Volkserhebung muß nothwendig grausam werden. Man kann ein Volk, das so aufsteht, bewundern, man kann entschlossen sein, dies unveräußerliche Recht gegebenen Falles selbst auszuüben, — aber man soll sich klar sein, daß eine solche Bevölkerung, wie Felix Dahn richtig sagt, dann auf Schonung verzichtet. Wo sich Ansätze dazu zeigen, werden die Gefangenen hingerichtet oder doch sonst schwer bestraft; ihr wie ihrer Angehörigen und ihrer Gemeinden Eigenthum wird zerstört oder eingezogen, ein Vernichtungskrieg entbrennt, das Feuer muß ausgetilgt werden. In diesem Sinn, wenn auch recht gemäßig und mild, haben auch die Deutschen in dem Kriegsabschnitt nach Sedan gehandelt. Sie haben, wie Dahn sagt, die Repression kaltsblütig voglementirt; und darin lag ein Fortschritt gegen früher.

Merkwürdiger Weise beantragten auf der Konferenz im Haag — ich folge Schaeffles Bericht in seiner Zeitschrift — die Engländer eine dem

„Volkskriege“ günstigere Vorschrift: die Bevölkerung eines nicht besetzten Gebietes, die beim Herannahen des Feindes aus eigenem Antrieb zu den Waffen gegriffen hat, ohne Zeit zur militärischen Organisation zu haben, als „kriegsführend“ zu betrachten, sofern sie die Gebräuche und Bräuche des Krieges achtet. Nachdem sich der deutsche und der schweizer Vertreter dagegen ausgesprochen, andere beige stimmt hatten, wurde der Antrag zurückgezogen. War er sentimentaler Erinnerung an vermeintliche Grausamkeiten der Deutschen entsprungen oder dem Bewußtsein, wie wichtig für das Inselfreieich im Fall der Invasion, bei seinem schwachen Heer, eine Volkserhebung werden könnte? Jedenfalls hat es sich gefügt, daß unmittelbar darauf England in Krieg mit zwei Staaten verwickelt wurde, in denen ein eigentliches Heer gar nicht bestand, aber jeder Bürger, vom zarten Knaben bis zum Greis, bereit und fähig ist, zu kämpfen. Ballten zu Anfang die Bürger sich zu organisirten Truppen zusammen, so laufen sie doch jetzt häufig auseinander und vereinigen sich wieder, kämpfen auch in ganz kleinen Gruppen, tragen keine Uniform, sind heute Bauern, morgen wieder Kombattanten. Es ist anzuerkennen, daß dadurch die Kriegsführung außerordentlich erschwert wird; es ist zu vermuthen, daß auch andere Staaten aus diesem Grunde zu strengeren Maßregeln außerhalb des Befehletes schreiten würden. Man stelle sich vor, daß wir künftig einmal in Frankreich, nach Niederwerfung des eigentlichen Heeres, Feindseligkeiten gegenüberständen, wie sie jetzt die Buren betreiben! Auf der anderen Seite ist nicht zu vergessen, daß die beiden jugendlichen Staaten, Dasen einer werdenden Kultur, mit ihrer ganzen Existenz nur auf jene Art der Landesvertheidigung basirt waren.

Wer von den Einwohnern sich nicht feindlich bezeigt, wird auch nicht als Feind behandelt. Ausgenommen sind, aber nicht nur Alle, die von den Waffen Gebrauch machen, sondern auch Alle, die den Feind unterstützen durch Nachrichten, durch Verschaffung oder Verbergen von Kriegsmitteln, Vorräthen, durch Schädigung militärischer Einrichtungen u. s. w. Nach § 91 des Strafgesetzbuches ist gegen Ausländer wegen der Handlungen, die, von Deutschen begangen, Landesverrath sind, „nach dem Kriegsgebrauch“ zu verfahren. Der Landesverrath im Felde ist Kriegsverrath, dessen Begriff aber auf die eben erwähnten feindlichen Handlungen erweitert; wer auf dem Kriegsschauplatz sich solcher Handlungen schuldig macht, wird mit dem Tode oder mit Zuchthaus bestraft (Militärstrafgesetzbuch § 160) und nach § 161 gelten alle deutschen Strafgesetze auch gegen Ausländer in besetztem Gebiet zum Schutz deutscher Truppen und Behörden.

Die Einwohner sind auch vorbeugenden polizeilichen Maßregeln unterworfen. Es ist klar, daß die Ordnung in Kriegszeiten, in besetztem Feindesland mit besonderer Strenge aufrecht erhalten werden muß. Die erforderlichen

Einschränkungen der Bewegungsfreiheit, des Handels und Gewerbes können sehr weitgehend sein, ohne daß der Vorwurf unnöthiger Härte begründet wäre. Sie werden um so strenger sein, je mehr auf der Seite des okkupirten Staates der Krieg sich dem Volkskrieg nähert. Auch Austreibung aus den Wohnstätten und Internirung kann erforderlich werden. Noch heute spricht man hier mit Abscheu davon, wie Ende 1813 Davout mehr als dreißigtausend Menschen aus Hamburg vertrieb, wie ein großer Theil davon schonungslos der Kälte und dem Hunger ausgesetzt wurde. Aber grundsätzlich verzichten auf solche Befugniß kann kein Staat. Zunächst nicht für die Zwecke des Befechtes. Ferner bei auszuführenden oder auszuhaltenden Belagerungen. Aus Rücksichten der Quartierbeschaffung, der Verpflegung, der Hygiene, die im Kriege schärfere Maßnahmen erfordern kann als im Frieden. Man stelle sich vor, daß 1866 die ausgebrochene Cholera noch mehr sich verbreitet, der Krieg mehrjährige Dauer angenommen und eine Truppenanhäufung in Landstrichen Böhmens nöthig gemacht hätte: gewiß hätte man anstandslos zu den militärisch räthlichen Verschiebungen der Civilbevölkerung gegriffen. Das Selbe gilt, wenn man auf keine andere Weise die Einwohner hindern kann, dem Feinde fortlaufende Nachricht über die eigenen Operationen zu geben oder solche sonst zu stören. Namentlich also, wenn man mit verhältnißmäßig schwachen Truppen ein weites Gebiet in Ordnung halten soll. Rekruten aus dem besetzten Gebiet auszuheben, ist gänzlich abgekommen, während man früher ja häufig genug gefangene Soldaten sogar in das eigene Heer steckte. Wohl aber darf man die Bestellung von Mannschaften aus dem okkupirten Terrain für die feindliche Armee verbieten und Zuwiderhandlungen strafen. Die Engländer in Südafrika haben jetzt die eigenthümliche Modifikation eingeführt, daß sie einen Neutralitätseid schwören lassen und dessen Bruch strafen. Jeder Krieg, sagte Dahn schon 1871 richtig, bildet sein besonderes Strafrecht aus, je nach den Verhältnissen.

Ueberhaupt wird man die Befehle des besetzten Landes so weit in Kraft, dessen Civilbehörden so weit in Funktion lassen, wie es das eigene militärische Interesse gestattet; sauf *empêchement absolu*, sagt die haager Konvention. In Frankreich wurden deutsche Präfekten eingesetzt, dagegen die vorhandenen Lokalbehörden, wenn es möglich war, belassen; durch ihre ortskundige Vermittelung suchte man dem militärischen Bedürfniß zu genügen.

An unbeweglichen Gütern des Feindestaates wird nur die Nutznießung beansprucht. Nach einer haager Bestimmung sollen dem Kultus, Unterricht, der Wohlthätigkeit, der Kunst oder Wissenschaft gewidmete Gebäude wie Privateigenthum behandelt werden. Bewegliches Staatseigenthum kann beschlagnahmt werden. Ob und wie weit Provinzen, Gemeinden und andere öffentliche Verbände in diesen Beziehungen dem Staat oder den Privaten

gleichgestellt werden, scheint nicht recht festzustehen. Man darf wohl zur Analogie mit Privaten neigen. Aber Requisitionen, Beitreibung militärischer Bedürfnisse, auch ohne Bezahlung, richten sich naturgemäß vorzüglich gegen Gemeinden, Kreise und ähnliche Verbände. Die Requisitionen einzuschränken, sind die Staaten heutzutage bemüht. Schon zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts sollen die Engländer in Amerika, im Krimkriege die Westmächte gar nicht requirirt haben; auch die Maasarmee nicht seit Oktober 1870. Ganz verzichten darauf kann kein Heer. Trotz den besten Vorkehrungen für Nachschub von Bedarf jeder Art, trotz umächtigen freiwilligen Ankauf kann zwingender Mangel eintreten. Je wohlhabender und leistungsfähiger das besetzte Land, desto weniger darf dann die Beitreibung unterbleiben. Im Interesse beider Gegner empfiehlt sich, dabei peinlich auf Ordnung zu halten; also, wenn möglich, Baarzahlung, mindestens Quittung über Empfang der Sachen, strenge Mannszucht bei der Ausführung und Regelung der Kompetenz für die Anordnung. Diese gebührt, so weit Truppen im Verbände liegen, dem Höchstkommandirenden oder bedarf doch seiner Delegation an andere Stellen. 1870 soll bei uns die Vorschrift bestanden haben, daß die Befehlshaber kleinerer detachirter Corps nur Lebensmittel, andere Gegenstände — Bekleidung, Lazarethmaterial, Geräthe, — nur Generale ausschreiben durften. Es ist klar, daß Ausnahmen zulässig sein müssen. Ist dringender Mangel, Gelegenheit zur Abhilfe, keine Zeit und Gelegenheit zum Instanzenzug oder nach den Umständen die Genehmigung zu erwarten, so darf und muß jeder Regiments-, Bataillon-, Compagnie-Kommandeur auf eigene Verantwortung requiriren. Im Haag ist die Bestimmung durchgesetzt worden, die Requisitionen müßten „in angemessenem Verhältniß zu den Mitteln des Landes“ bleiben. Ziemlich nichtsagend. Auch für Kontributionen ist eine Einengung ohne sonderlichen Erfolg versucht worden. Die Zuständigkeit wäre hier freilich möglichst auf die höchsten Stellen zu beschränken.

Das Privateigenthum ist im Prinzip unverletzlich. Das ist für den Landkrieg anerkannt. Eine Ausnahme ergab sich bei den Requisitionen; eine fernere besteht für die militärischen Bedürfnisse des Angriffes und der Vertheidigung. Dann für Privaten gehöriges Kriegsmaterial, Telegraphen, Telephone, Kabel, Eisenbahnen, Schiffe; doch soll Alles nach Schluß des Krieges zurückerstattet werden. Diese Ausnahmen genügen aber noch nicht; man muß formuliren: Auch das Privateigenthum darf angegriffen werden, so weit es für die Zwecke des Krieges erforderlich ist.

Der humane Fortschritt, den man erreicht hat, besteht also darin, daß man die Unverletzbarkeit zur Regel, das Gegentheil zur Ausnahme gemacht hat. Daß man nicht boshaft oder muthwillig schädigen darf; auch nicht zu dem Zweck, durch Schädigung der Einzelnen die Gesamtkraft zu schwächen

Daß weder der besetzende Staat noch sein Heer, im Ganzen oder in Theilen, noch der Einzelne aus dem Privateigenthum Gewinn für die Zukunft, für das spätere Leben suchen darf. Endlich, daß die Schädigung des Landeseinwohners nicht ganz außer Verhältniß zu dem dadurch geschaffenen Nutzen stehen soll. Um unnütze Bedrückung zu vermeiden, wird man, auch im Interesse der eigenen Disziplin, dafür sorgen müssen, daß nicht Jeder fordern und erzwingen darf. Aber die Grenzen sind hier naturgemäß schwankend. Nicht wegen jeder Einzelheit kann im Quartier der höhere Vorgesetzte belästigt werden. Der Soldat ist im Kriegsquartier, namentlich auch auf dem Marsch, berechtigt, sich selbst zu helfen. Und ihm soll möglichst Gutes, nicht nur das Aller-nothwendigste, gewährt und, so weit es angeht, Abwechslung verschafft werden.

Gustav Freytag giebt einige Beispiele: Es ist tadelnswerth, wenn ein höherer Befehlshaber allen Champagner der Stadt für seinen Stabstisch einfordern läßt. Es ist berechtigt, für eine zu veranstaltende Festlichkeit auch eine besondere Luxuslieferung zu verlangen. Der Hauptmann schickt ein paar Leute ins Nachbardorf, um ein Faß Bier für die Compagnie zu holen: Das ist berechtigt, auch als Zwangskauf. Darf man aber zum Transport des Fasses einem kleinen Bauern Wagen und Pferde nehmen, die er vermuthlich nicht zurückerhält? Die Beispiele lassen sich leicht vermehren. Es wäre frevelhaft, eine Kuh mitzunehmen, um Milch zum Kaffee zu haben; anders, um dringendem Fleischmangel abzuhelfen. In einem herrschaftlichen Haus wird man für die Mannschaften nur die bescheideneren Räume beanspruchen. Wo Frauen und Kinder von Noth bedroht sind, wird man das eigene Bedürfniß leichter hintansetzen. Im wohlhabenden, noch nicht ausgezogenen Bezirk verlangt man mehr als im armsüßigen u. s. w. Auch die Industrie des feindlichen Landes kann benutzt werden, wie es in Tours geschah.

Das deutsche Militärstrafgesetzbuch ändert am Thatbestande des Raubes, Diebstahles, der Sachbeschädigung auch bei Begehung in Feindesland nichts. Es definiert den Begriff der „Beute“ nicht; daher gilt der Satz des Völkerrechtes, wonach dem Beuterecht nur feindliches Staatsgut, Waffen, Pferde und Ausrüstung der feindlichen Soldaten unterliegen und es Regal ist. Das Strafgesetz bedroht die eigenmächtige Entfernung von der Truppe, um Beute zu machen, das eigenmächtige Aneignen von Sachen, die an sich dem Beuterecht unterworfen sind, die rechtswidrige Zueignung rechtmäßig erbeuteter, aber abzuliefernder Sachen. Es straft wegen Plünderung Jeden, der „im Felde unter Benutzung des Kriegsschreckens oder unter Mißbrauch seiner militärischen Ueberlegenheit, in der Absicht rechtswidriger Zueignung, Sachen der Landeseinwohner offen wegnimmt oder ihnen abnöthigt oder unbefugt Kriegsschakungen oder Zwangslieferungen erhebt oder das Maß der von ihm vorzunehmenden Requisitionen überschreitet, wenn Das des eignen Vortheiles

wegen geschieht.“ „Als eine Plünderung ist es nicht anzusehen, wenn die Aneignung nur auf Lebensmittel, Heilmittel, Bekleidungsgegenstände, Feuerungsmittel, Fourage oder Transportmittel sich erstreckt und nicht außer Verhältnis zu dem vorhandenen Bedürfnis steht.“ Es bedroht ferner „boshafte oder muthwillige Verheerung oder Verwüstung fremder Sachen“ und das Marodiren, „Bedrückungen“ der Landeseinwohner durch Nachzügler. Ganz durchsichtig und vollständig ist der Abschnitt nicht. Auch für das Bürgerliche Gesetzbuch ist die Regelung des Beuterechtes abgelehnt (Motive zu § 903 Entw.).

Besonders zweifelhaft ist, was in verlassenen Ortschaften oder Häusern genommen werden darf. Es ist wohl richtig, daß das Mobilien der Gebäude um Paris, um Metz nicht als „herrenlos“ im juristischen Sinn gelten konnte; die Eigentümer hatten nicht die „Absicht, auf das Eigenthum zu verzichten“ (§ 959 B. G. B.). Sie hatten nur nothgedrungen ihre Sachen den Wechselfällen des Krieges preisgegeben. Bei Dingen, deren Verlust, Zerstörung, Verderb nach menschlichem Ermessen sicher ist, mag man Dereliction annehmen. Im Allgemeinen ist also theoretisch wenig Unterschied von bewohnten Städten. Aber praktisch gestaltet sich das Verfahren doch ganz anders. Das immerhin weitgehende Recht der Befriedigung von Bedürfnissen des Krieges und der Truppen wird hier ohne Ortskenntnis, ohne Unterstützung durch mit den Dingen Vertraute, nach eigenem Ermessen ausgeübt. Kauf gegen Bezahlung ist ausgeschlossen, geordnete Requisition eben so. Auswahl und Schonung erscheinen vielfach zwecklos, da das Ganze doch verkommen wird. Der Soldat vor Paris war daher in seinem Recht — ist nicht nur „schonend zu beurtheilen“, wie Freitag meint —, wenn er sein Quartier angemessen möblirte, die vorhandenen Brennmaterialien verbrauchte, nach deren Erschöpfung mit Zannstücken und schließlich mit Möbeln heizte, die Konfiturenbüchsen und die Weinflaschen leerte, Strümpfe und Unterzeug anzog, die Decken mit auf Vorposten nahm. Unehrlich blieb die Wegnahme einer Busennadel, eines Bildes zu eigenem Vortheil. Unehrlich, wenn auch entschuldbarer, selbst dann, wenn das Haus niedergebrannt werden sollte. Bei Sachen, die dem Bedarf des Tages dienen, zieht die Grenzen das Interesse der Disziplin und der etwa am selben Ort nachfolgenden Truppen. Das ist sehr wichtig und wurde 1870/71 nicht immer genügend beachtet; man kam manchmal in Dörfer, die durch Vergeudung, Unordnung, Unsauberkeit früher Einquartirter mehr als nöthig verwahrloßt waren. Die größere oder geringere Zahl der Uebergriffe giebt den Maßstab für Bildung und Gesittung des Heeres.

Im Begriff und Wesen des Krieges liegen die Rücksichten der Humanität an sich nicht. Holzendorf lehrt: „Alle Mittel, die erfahrungsgemäß auf die Erreichung der Endzwecke von erheblichem Einfluß sind, erscheinen als gerechte Mittel des Krieges, sogenannte Kriegsaeson. Und umgekehrt:

verwerflich sind die Akte der Zerstörung, die unwesentlich oder erfahrungsgemäß unwirksam erscheinen für die Beendigung des Krieges oder gegen Personen gerichtet sind, deren Verluste ohne Einfluß sind auf die friedliche Entschliegung der Staaten.“ Das führt nicht viel weiter. Jede Stärkung der eigenen Kraft bei Einzelnen oder dem Ganzen, jede Schwächung der einzelnen Glieder oder größerer Verbände des feindlichen Staates ist erheblich für Erreichung des Kriegszweckes. Ganz unzweifelhaft können Gewaltthaten gegen Einwohner, Zerstörung des Privateigenthumes, Verheerung des Landes sehr großen Einfluß auf dessen Entschluß zum Frieden üben. Man kann mittelbar wie unmittelbar auf den Willen wirken; und ihn zu beugen, ist ja das militärische Ziel. Auch in der Schlacht ist besiegt, wer sich besiegt fühlt. Gesteigertes Elend des Landes kann die Regierung sehr wohl zum Nachgeben bringen. Man stelle sich vor, England habe zu Hause kein brauchbares Heer mehr, also dort keine Schlachten, aber Invasion zu erwarten: wird nicht diese Eventualität weniger auf den Entschluß zum Frieden wirken, wenn feststeht, daß die feindlichen Truppen ideale Mannszucht halten, in die Civilverwaltung kaum eingreifen, das Privateigenthum skrupulös schonen werden?

Bestimmte Ausnahmen von der zerstörenden Tendenz des Krieges haben sich im Laufe der Zeiten herausgebildet. Er bleibt trotzdem „ein roh gewaltsam Handwerk.“ Bismarck hat mehr als einmal von Füllen gesprochen, wo das saigner à blanc des Erbfeindes nöthig wird; debellare, Vernichten, auch mit Hilfe Jahre langen Druckes, kann durch die höchste Staatspflicht der Selbstbehauptung erfordert werden. Der Feldherr kann sich gezwungen sehen, eine „wüste Zone“ zu schaffen, aus einem größeren oder kleineren Bezirk die Menschen wegzuführen, die Häuser dem Erdboden gleich zu machen, Vieh, Vorräthe, Ernte zu zerstören. Das ist verwerflich, wenn es unnöthig, wenn es nicht von erheblichem Nutzen für den Kriegszweck ist; darüber entscheidet das in all diesen Dingen sehr weite Ermessen der Führer. Es ist aber nicht deshalb verwerflich, weil es unsäglich hart ist. Der Krieg soll und muß hart sein. Weichmüthige Führung würde die Kriege vervielfältigen und verlängern. Ist der Krieg gerecht, so ist auch die Härte gerecht.

Und in ihrer Weisheit hat die Vorsehung den Völkern die Gabe verliehen, daß sie stets die eigene Sache für die gerechte halten. Der Russe glaubt an die Weltmission des Slaventhumes, der Engländer an das geschichtliche Recht auf Erhaltung des Empire, bedingt durch Erhaltung der Herrschaft in Südafrika, die von den Burenrepubliken bedroht sei. Der Deutsche gedenkt mit Ehrfurcht des frevelhaft ihm aufgezwungenen Krieges von 70/71, der Franzose beweist unkundlich, daß Bismarck die spanische Kandidatur absichtlich gerade zur Herbeiführung des Krieges angezettelt hat . . .

## Die Tadellose.

Schon wenn ich sie ansehe, erstarre ich, wird mir kalt ums Herz; sie braucht nicht einmal zu sprechen, nicht einen ihrer stets so korrekten Sätze in reinstem, dialektfreiem Deutsch zu sagen. Auch solche Lebensäußerung ist tadellos, wie Alles an ihr. Selbst an ihrer Kleidung kann man nicht den leisesten Fehler entdecken, keine Falte, keinen Fleck und natürlich erst recht keinen Riß. Sie trägt sich nie unmodern; die Kleidernummern bleiben bei ihr in der richtigen Mitte. Sie nimmt die Mode erst an, wenn Alle sie anerkennen. Zu den Pionieren gehört die Tadellose nicht, darum ist sie ihr Leben lang korrekt gewesen und geblieben. Sie hatte nicht Phantasie genug, um einen Schritt vom Wege zu machen, auch nicht, um bei Anderen einen solchen Schritt zu verstehen und zu verzeihen. Fräulein Rose Winter hat im Anfang ihrer Laufbahn ein alltägliches Leben geführt; später freilich trat ein Ereigniß ein, das dem fernem Betrachter sogar romantisch erscheinen könnte. Sie besuchte gleich nach der Schule ein Seminar und wurde Lehrerin an einer höheren Mädchenschule. Als ihre Eltern starben — ihr Vater war auch Pädagoge gewesen —, erbte sie ein nicht unbedeutendes Vermögen. Jede Andere hätte nun das Leben genossen, wäre auf Reisen gegangen oder hätte Ähnliches gethan. Fräulein Winter aber meinte, der Mensch sei nicht zum Amüsiren auf der Welt, der Mensch müsse sich einen Wirkungskreis erwählen. Sie hatte ja in Allem das Recht auf ihrer Seite; aber man begann, das Rechte zu hassen, wenn sie es in ihrer unerträglich pedantischen, lehrhaften Weise aussprach. Es war stets, als habe sie das Rechte erfunden, als sei es eigens für sie da.

Fräulein Winter begründete eine höhere Mädchenschule mit Pensionat. Hier hatte sie Gelegenheit, ja, die Pflicht, lehrhaft zu sein. Und sie ließ ihrer Begabung freiesten Lauf. Nun hätte sie eigentlich zufrieden sein und andere harmlose Leute nicht als Belehrungs-Objekt benutzen sollen; aber die Lage läßt eben das Raufen nicht.

Rose verlebte die Schulferien bei ihren verheirateten Nichten, die Reihe herum, und da genossen die jungen Eheleute in erster Linie die Früchte ihres Besserwissens. In zweiter Linie wurden die Bekannten und Freunde der Nichten belehrt, so daß ein solcher Besuch immer tiefe Verstimmungen hinterließ. War die Tante abgereist, dann athmete die Familie auf und begann, die Wunden zu verbinden, die Roschens Dornen gerißt hatten.

Eine von Roses liebsten Behauptungen war: „Ich sage immer die Wahrheit.“ Welche Grobheiten sie unter dieser Firma austheilte, ist nicht zu beschreiben; und sie war obendrein noch sehr stolz darauf.

Warum lud man denn aber Tante Rose ein, wenn sie so gefürchtet war? Sie hatte eine Stellung in der Welt, ihre Vortrefflichkeit war von Allen anerkannt; wer sich mit ihr überwarf, hätte sich in der guten Gesellschaft verdächtig gemacht. Und dann: sie war die Erbtante, das Familienprunkstück; es ging einfach nicht anders. Einmal im Jahre, öfter kam die Reihe nicht herum, mußte es ausgehalten werden, unter die Röntgen-Strahlen von Tante Roses Kritik zu kommen.

Daß Fräulein Winter Rose hieß, war eine der Schelmerereien des Schicksals oder, wenn man will, eine der Taktlosigkeiten unvorsichtiger Eltern. Kinder sollten eigentlich erst einen Namen bekommen, wenn man weiß, wie sie sich entwickeln. So lange könnten sie ja Bubi oder Mädi genannt werden, wie es schon vielfach in Familien Sitte ist.

Fräulein Winter verbessert die Taktlosigkeit ihrer unvorsichtigen Eltern und nennt sich Rosalie. Das macht einen vornehmen Eindruck, meint sie. Ihre Jüglinge in der Schule bezeichnen sie aber, ganz respektlos, als Mutter Salli. Da Das jüdisch klingt — Fräulein Winter war neben anderen Anti auch Antisemitin —, wirkte es auf sie wie die Muleta, das rothe Tuch, auf den Stier. Als Mutter Salli zum ersten Mal ihren Spitznamen hörte, überkam sie eine ihrer gänzlich unwürdige Wuth. Sobald die Leidenschaft verraucht war, rieth ihr die Klugheit, die Sache nicht weiter zu beachten. Sie folgte dem guten Rath; zu ihrem Heil: sie hätte sich sonst unsehbar lächerlich gemacht.

Jüngst fragte mich ein naseweiser berliner Bachfisch, für den Verloben und Heirathen das A und O sind: „Hat sich Mutter Salli eigentlich nie verliebt? Sie wäre doch eine gute Partie gewesen! Sie besitzt ja das schöne Haus und hat ihr reichliches Auskommen.“

Man sieht, selbst kleine Mädchen sind heutzutage weltklug.

Berliebt! Der Gedanke war mir so komisch, daß ich lächelte; dann sagte ich: „Noch ist wohl nicht der Rechte gekommen. Sie heirathet vielleicht noch.“

„Noch! In dem Alter? Unmöglich!“

Fräulein Winter ist vierzig Jahre alt, also für eine Schulvorsteherin in den besten Jahren; aber dem jungen Ding erschien sie mit diesem Lebensalter natürlich wie eine Urgroßmutter.

Dennoch — selbst in Berlin geschehen noch Wunder — verliebte sich Rose Winter. „Nicht ein klein Wenig, fast gar nicht“, wies im Veierreim heißt, sondern Hals über Kopf, „konnts gar nicht lassen“. Und zwar in ihren jüngsten Lehrer, Anton Matton. Wie viel er jünger ist als sie, wollen wir nicht untersuchen . . . Und er?

Herr Matton ist praktisch, wie jetzt alle jungen Leute; außerdem schmeichelt es ihm, daß die Gestrenge sich zu ihm herabläßt. Ungefähr wie zwischen Danae und Zeus, so gestaltete sich das Verhältnis der Beiden; nur ist der Zeus hier ein Fräulein und die Danae trägt einen großen, blonden Bart. Aber die Hingebung stimmt. Anton Matton war nur Seminarist, kein akademisch gebildeter Lehrer. Das erschwerte den Fall und erhöhte die Ehre für den Begnadeten.

So ging es natürlich nicht. Er mußte erst würdig gemacht werden, die Lehre zu umfassen. Herr Matton besuchte die Universität und steht jetzt vor seinem Oberlehrerexamen.

Nur brieflich darf er mit der Tadellosen verkehren. Wenn er das Examen bestanden hat, dann heirathen sie.

Viele Leute in Berlin meinen, es würde noch Etwas dazwischen kommen; dafür und dagegen wird gewettet. Wer gewinnen wird? . . . Vielleicht nicht der Bräutigam, der die Tadellose heimführt.

G. von Beaulieu.



## Moderner Katholizismus.

Das Buch des wiener Theologen Ehrhard, der jetzt nach dem babilonischen Exil nach Wien zurückgekehrt ist, „Der Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit“, hat eine universale Bedeutung und eine besondere für Oesterreich. Als Symptom des in allen katholischen Ländern erwachten — durch heftige Angriffe zum Aufwachen gezwungenen — Reformgeistes ist es hier schon erwähnt worden. Ehrhard zeigt in einer Betrachtung der Kirchengeschichte, daß Alles, was mit Recht an der katholischen Kirche getadelt werden kann und muß, vergänglich und nationaler Unvollkommenheiten, geschichtlicher Prozesse und eigenthümlicher Zeitverhältnisse ist, daß zwischen ihrem Wesen, namentlich zwischen ihren Dogmen und dem modernen Geist, so weit er ein guter Geist ist, kein unversöhnlicher, ja, überhaupt kein Widerspruch obwaltet, und er zeigt den Furchtsamen, den Engherzigen, den Denkschwachen unter seinen Glaubensgenossen, daß der von Fanatikern geschmähte moderne Geist, abgesehen von Verirrungen und Auswüchsen, von denen sich kein großer Kulturfortschritt ganz frei halten kann, ein guter Geist ist und ein solcher schon aus dem Grunde sein muß, weil Gott die Weltregierung niemals an den Teufel abtreten kann und Das sicherlich auch in den letzten vier Jahrhunderten nicht gethan hat. Ehrhard beweist also, was ich in der „Zukunft“ behauptet habe, daß man ein gläubiger Katholik und dabei ein moderner Mensch, ein Vertreter der heutigen Wissenschaft, ein vollwertiger Universitätsprofessor sein kann. Und da selbst die feinste Jesuitenase in seinem Buche keine Ketzerei aufführen kann, so werden die protestantischen Gelehrten wohl ihre Ansicht aufgeben müssen, Katholizismus und Wissenschaft vertragen sich nicht mit einander. Den Glauben Ehrhards, daß jedes Kirchendogma mit jeder wissenschaftlich erwiesenen Thatsache vereinbar sei, theile ich allerdings nicht, noch weniger seinen Glauben, daß die katholische Kirche geradezu die Bedingungen alles echten geistigen Fortschrittes enthalte, so daß die Menschheit ohne den Protestantismus weiter gekommen sein würde, als sie gekommen ist. Ich rechne die Hierarchie und den stolzen Dom der Dogmatik zum historisch gewordenen, veränderlichen und vergänglichen Leibe des katholischen Geistes, der aufopfernde Liebe zum Nächsten, Freude in Gott und Hoffnung auf den Himmel ist und dessen Offenbarungen der symbolische Kultus, die christliche Kunst und die barmherzige Schwester sind. Einen Leib kann auch der katholische Geist selbstverständlich nicht entbehren, aber er muß sich dem Milieu anpassen und mit ihm umhelfen, was er bis jetzt ja auch immer noch vermocht hat; Ehrhard zeigt sehr gut, daß die heutige katholische Kirche der Urkirche viel ähnlicher sieht als die mittelalterliche. Daß auch die Hierarchie und die Dogmatik zu den veränderlichen, ja, an sich entbehrlichen Bestandtheilen des Kirchenleibes gehören, kann und darf Ehrhard freilich nicht zugeben; aber nach meiner Ueberzeugung ist es so. Wenn sich der Papst in den Verlust des Kirchenstaates gefunden haben und ein nicht souveräner Kirchenbeamter sein wird wie seine Brüder, die ehemals souverainen Kirchenfürsten des Deutschen Reiches, so wird er etwas von den Päusen des neunzehnten Jahrhunderts Grundverschiedenes sein. Und wenn er, nach abermals einem Jahrhundert, statt als Chef eines ungeheuren bürokratischen Apparates Diplomaten in Audienz zu empfangen und

bei Kirchenfesten auf den Schultern von prächtig aufgepußten Lakaien einherzuschweben, zu Fuß unter den Kermosten seiner armen Landleute umhertzuwandeln, in ihren Hütten Trost spenden, ihre Unterbrüder schelten, eine verständige innere Kolonisation organisiren, die Carusi aus ihrer Hölle erlösen, ihre Wunden lüßen und sie in blühende Fruchtgärten führen wird, bei deren Behauung sie ihres Lebens froh werden, — dann, erst dann werden sich auch die Ungläubigsten zu dem Glauben bekehren, daß der römische Papst das Werk Jesu von Nazareth fortsetzt; oder vielmehr, es wird dabei von Glauben keine Rede mehr sein, weil es ja Niemand bestreiten kann. Auch die Dogmen gehören zum Veränderlichen am Kirchenleibe; sie sind Erzeugnisse des griechischen Denkgeistes, sie sind in der Zeit, wo die römische Kirche im Abendlande ihr großes weltgeschichtliches Kulturwerk vollbrachte, ganz in den Hintergrund getreten und dann dreimal, in der Scholastik, in der Reformation und in der neueren Philosophie, Gegenstand heftigen Streites geworden, ohne auf das Leben der Christen einen bemerkbaren Einfluß zu üben. Sie können und sollen nicht für Irthümer erklärt werden, aber man wird einmal aufhören müssen, sie mit orthodoxen Augen anzusehen. Das Christologische und das Trinitätsdogma gehören dem Gebiete der Metaphysik an, in dem es weder zwingende Beweise noch Widerlegungen giebt. Vielleicht verhält sich Alles so, wie die Kirche lehrt; aber diese handelt nicht klug, wenn sie Männer, die ganz katholisch fühlen, von sich ausschließt, weil sie über Dinge, die Niemand wissen kann und Niemand zu wissen braucht, anders spekuliren, als die Theologen der alten Konzilien spekulirt haben. Der Dogmenkomplex, der aus der Geschichte vom Sündenfall und der Spekulation Pauli über den zweiten Adam und seinen Sühnetod herausgesponnen worden ist, verwebt schöne Symbole historischer Thatsachen und unergründlicher Geheimnisse zu einem erhabenen System; wörtlich verstanden, widersprechen ab r seine einzelne Sätze geschichtlichen, psychologischen und physiologischen Thatsachen. Es waltet also ein Widerspruch ob, nicht zwischen dem Katholizismus als Ganzem, aber zwischen dem orthodoxen Sinn einiger seiner Dogmen und der modernen Wissenschaft. Das darf heute noch kein katholischer Theologe zugestehen; aber dieses Zugeständniß ist auch zu einem gedeihlichen Zusammenwirken von Gelehrten beider Konfessionen gar nicht nothwendig. Denn nicht ein Zehntel, vielleicht nicht ein Hundertstel unseres gesammten Wissensgebietes wird von diesen Dogmen berührt. Eben so wenig dürfen die Ehrharde jetzt schon einsehen, daß sie irren, wenn sie glauben, die katholische Kirche sei niemals ein Hinderniß der freien Forschung und der Protestantismus daher nicht nothwendig gewesen. Wenn die katholische Kirche der Bergangenheit ohne ihre Hierarchie gedacht werden könnte, dann dürfte man die Behauptung zugeben. Das ist aber eben nicht möglich. Die Hierarchie war, wie es zu gehen pflegt, aus einem vortrefflichen Mittel Selbstzweck geworden, hatte sich selbst dogmatizirt und suchte nun im eigenen Interesse den Fortschritt des Denkens und der ökonomischen Entwicklung zu hemmen. Die Abspaltung ganzer Völker vom alten Kirchenleibe wurde so aus diesen Gründen nothwendig; zum Beispiel darum, weil die Zukunft der Menschheit ein kräftiges, nicht am Gewissenswurm krankendes weltliches Leben, ungetheilte Hingabe an die weltlichen Interessen forderte.

Daß es ohne Luthers Reformation auch zu keiner inneren Reform des

katholisch gebliebenen Theils der Christenheit gekommen wäre, sieht Ehrhard. Und damit stehen wir bei der spezifisch österreichischen Bedeutung seines Buches; denn dieses wäre sicherlich nicht geschrieben worden, wenn nicht die antiklerikale Strömung, von der die Pos-von-Rom-Bewegung nur ein Seitenbach ist, wenigstens den moralischen Bestand des österreichischen Katholizismus bedrohte. Die Kirche ist nicht von den Lebensgesetzen der Gesellschaftsorganismen ausgeschlossen, auch nicht von dem, daß sie ohne Angriffe von außen und ohne Opposition im Innern verfaulen. Ein erleuchteter österreichischer Katholik kann sich gar nichts Besseres wünschen als eine Abfallbewegung und er wird an der von den Alldeutschen eingeleiteten nichts auszufehen finden, als daß sie so spät kommt und viel zu schwächlich ist. Eine so verkommene Gesellschaft wie die österreichischen Katholiken muß mit Skorpionen gepeitscht werden, wenn sie sich zur Selbsterneuerung aufraffen soll. In jüngeren Jahren habe ich manche Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen: die jämmerliche Dressur der angehenden Kleriker in den Priesterseminarien, die Noheit und Unbildung der Pfarergeistlichkeit, die Lüderlichkeit und das raffinierte Genusleben der reich dotirten Stifths Herren, die tiefe Verachtung, mit der alle Gebildeten die Geistlichen und Diese selbst ihre eigene Kirche behandeln (Viele prahlen auf Reisen und in Badeorten mit der Nichtachtung des Abstinenzgebotes und mit ihren galanten Abenteuer), und die Pöhlheit jener Gebildeten, deren ganze Bildung und Aufklärung darin besteht, daß sie den sonntäglichen Kirchensbesuch durch den Frühshoppen ersetzt haben, auf die Pfaffen schimpfen und die von wüthigen Köpfen angehefteten Religionspötteereien nachsprechen, so weit diese nicht über ihren Horizont gehen. In den letzten fünf Jahrzehnten mag ja Manches gebessert worden sein — namentlich der Cardinal Schwarzenberg hat sich viel mit Reformversuchen abgemüht —, aber von einer gründlichen Reform, die eine Wiebergeburt und Umwandlung des ganzen österreichischen Volkes voraussetzen würde, kann wohl nicht die Rede sein. Um die Ursachen dieses Zustandes klar zu machen, müßte man sechs Jahrhunderte österreichischer Geschichte schreiben. Ein Gemisch von Slaven und halbshächtigen Deutschen, aller Nationalitäten Haupttugend die Gemüthlichkeit, leichtlebige Genussucht ohne Tiefe, ohne Charakterstärke, ohne Schneidigkeit, der Josephinismus, der den Klerus zur schwarzen Garde des Polizeistaates herabwürdigt, dieser Polizeistaat selbst, der dem Klerus sein Einkommen, seine äußere Autorität und Straflosigkeit bei Vergehungen sichert, unter der Bedingung, daß er sich als politisches Werkzeug mißbrauchen läßt, das System Metternich, das die Lüderlichkeit häßlich und das Denken verbietet, Schlamperei als allgemeines Lebensgesetz, ein fürstlich dotirt, in die Interessen eines privilegierten hochköpfigen und frivolen Hochadels verlodneten und von dessen Lebensauffassung angestreckter Episkopat, Frömmigkeit, wo sie vorkommt, nur in der Gestalt, die ihr bigotte, abergläubige und fanatische Münde zu geben vermögen (man erinnere sich des Pelikan, der Miß Vaughan und des Teufels Vitru): Das sind so ungefähre die Elemente des spezifischen Oesterreichertumes und des österreichischen Katholizismus. Die erwähnt nun zwar Ehrhard gar nicht, ja, er deutet sie nicht einmal an; er lehnt andrücklich ab, auf praktische Uebelstände einzugehen; deren Besprechung gehöre nicht in die Presse, sondern in die kirchlichen Rathstuben. Aber es ist klar, daß, wenn sich die österreichischen Geistlichen, wie es Ehrhard fordert, gegen ihre

Feinde mit geistigen Waffen wehren sollen, sie studiren und zunächst ihre Faulheit ablegen müssen; und darum sind die hochwürdigen Herren wüthend, denn sie wollen a Ruh hobn; die Kexer soll ihnen die Polizei vom Leibe halten. Sie werden sich auch schwerlich bei der von Ehrhard in einer neuen Schrift abgegebenen Erklärung beruhigen, er wolle nicht zu den „liberalen Katholiken“ gezählt werden. Ein ganzes Volk könnten freilich auch zwanzig geachtete und vernünftige Professoren nicht umwandeln; aber solche Männer können wenigstens, von der Roth der Zeit unterstützt, einen Umwandlungsprozeß einleiten. Wären die übrigen Kirchenfürsten weniger beschränkt als der Kardinal Gruscha, dann würden sie sich aus dem Deutschen Reich noch einige Ehrharde verschreiben. Sie können solche Männer besonders in Preußen finden, wo der allgemeine Bildungszwang, das freie Studium an der Universität, die Nothwendigkeit, sich in gemischten Gegenden ihrer Haut zu wehren, und zuletzt der Kulturkampf den Katholiken und ihren Geistlichen den Verstand geschärft, den Charakter gestählt und die geistigen Waffen geliefert haben. Siegen dagegen Dummheit und Faulheit, Bigotterie und Fanatismus, so werden zwar die Evangelischen die gehoffte Ernte nicht einheimen — denn wenn das lautere Evangelium, wie sie es verkündigen, zugkräftig wäre, so müßte man doch zuallererst in Berlin Etwas davon spüren —, aber die Abfallbewegung wird wachsen, weil sich gewisse Forderungen des modernen Lebens, denen der Klerikalismus Widerstand leistet, selbst im gemüthlichen Oesterreich mit unwiderrstehlicher Gewalt durchsetzen. Die Gebildeten werden sich dann vom Staate das Recht ertropen, als konfessionslos leben zu dürfen, und die Massen werden der Sozialdemokratie zufallen.

Reiffe.

Karl Zentsch.



## Trinkgelder.

**E**ine gute alte Börsensitte ist in den letzten Wochen zu neuem Leben erwacht. Früher pflegte man nämlich bei größeren Emissionen die Beihilfe der Börse dadurch zu erkaufen, daß die Emissionfirmen den Maklern und Bankiers Beteiligungen gewährten. Jedes Bankhaus, das sich meldete, wurde im Konsortium betheiligt und den Maklern gab man umfangreiche Optionen, die ihnen ermöglichten, oft sehr beträchtliche Summen darauf hin und her zu handeln. Dieser alte Brauch galt schon lange nicht mehr; nicht etwa, weil der Emissionäre Herz schlechter geworden war, sondern, weil sich mit den Verhältnissen auch die Voraussetzungen geändert hatten, auf denen diese Börsebeteiligungen beruhten. Früher mußten selbst große Banken, die Aktien oder Renten an die Börse bringen wollten, mit den Stimmungen der Börseleute rechnen. Denn auch hinter dem kleinsten Bankier stand die Macht eines Kundenkreises; und außerdem war die Conkisse stark genug, um nach ihrem Willen auf Wochen hinaus das Börsewetter zu bestimmen. Jetzt hat das Börsegesetz den kleinen und mittleren Bankier aus seiner einstigen Machtstellung verdrängt. Die Kapitalshäufung wurde im Bankgewerbe über das durch die natürliche Entwicklung gebotene Maß hinaus beschleunigt, wie Magnetberge zogen die Großbanken die

Kundschaft an sich und manches Lebensschiff sank in die Tiefe, nachdem ihm die Riegel, die seine Planken an einander schlossen, entzogen waren. Der Coulisse ging es nicht besser: auch hier wirkte das Börsengezeck; es gab den Großbanken die von Jahr zu Jahr bequemere Möglichkeit, Kauf- und Verkaufsgeschäfte in sich selbst auszugleichen, so daß man sie nicht erst im Börsensaal abzuschließen brauchte. Stärker noch als das Börsengezeck wirkte auf die Coulisse der Effektenstempel. Er vertheuerte die Umsätze, trieb einen Theil der Spekulationmakler überhaupt aus Deutschland und machte der wachsenden Schaar der kleinen Makler das Leben schwer. Angesichts solcher Zustände brauchten die großen Emissionsfirmen, die den Kursstand fast autokratisch bestimmen und selten einen ebenbürtigen Gegner finden, auf die Gunst oder Ungunst der Börse kein Gewicht mehr zu legen. Trotzdem hätte man aus alter Gewohnheit die Beteiligungen wohl noch weiter gewährt, wenn nicht ohnehin schon die Emissionspreise beträchtlich gestiegen wären. Vom Effektenstempel sehe ich ab. Aber all die vielen Bonifikationen, die sonst noch allen möglichen Leuten zu gewähren sind, von dem entgleisten Juristen, der dem Prospekt die richtige Form geben muß, bis zum Inserat in dem kleinen Börsenblatt, das je nach Bedarf des Herausgebers erscheint, machen schließlich eine Summe aus, mit der man rechnen muß. Die Leiter der großen Banken fanden es deshalb vernünftiger, die Beteiligungen, die früher die Börse wegschnappte, lieber der eigenen Kundschaft zukommen zu lassen, den Provinzbankiers, die selbst heute, bei der starken Konkurrenz der Hochfinanz, noch eine gewisse Macht haben. Nur eine Sitte — oder Unsitte — blieb bestehen: bei jeder neuen Emission wird nach wie vor den beiden Kursmaklern, die das Papier offiziell handeln, ein bestimmter Betrag zugewiesen, angeblich, um ihnen Material zur Regelung der Kurse zu verschaffen.

Bei der Emission der letzten russischen Anleihe hat plötzlich nun die Firma Mendelssohn & Co. den alten Brauch wieder aufgenommen. Sie gewährte zunächst den großen Maklern recht ansehnliche Beteiligungen und zeigte sich auch den Bitten der Kleinen, die betheiliget werden wollten, wohlgeneyigt. Der Zweck dieser Taktik war leicht zu erkennen. Die neue Russenanleihe sollte zum Terminhandel zugelassen werden. Wichtiger als bei kleinen Russa-Emissionen schien es hier, die Börse in guter Stimmung zu erhalten, weil ein Ultimomarkt nie so vom Emissionshause zu kontrolliren ist wie das wenig umfangreiche Geschäft in Kassapapieren, bei dem man die Figer täglich ausschwänzen kann. Das Verfahren der Firma Mendelssohn hatte Erfolg. Ohne auch nur den geringsten Einbruch auf die Kurse zu machen, kamen und gingen die Tage, da auf dem Newskij-Prospekt das rothe Banner der Revolution entrollt wurde und der Schuß des militärisch verummten Studenten den Minister Sijjagin ins Reich der Schatten beförderte. An der Börse gilt mehr noch als anderswo das Wort, daß eine Hand die andre wäscht. Die Makler gaben sich redliche Mühe, in den kritischen Tagen sich für die ihnen erwiesene Aufmerksamkeit dankbar zu zeigen. Und da man die Bonifikationen eben für eine Aufmerksamkeit, für das Zeichen einer bei den Mendelssohns üblichen Vornehmheit in Geldsachen hielt, hatte die Firma obendrein noch einen moralischen Erfolg.

Dieser Vorber ließ die Herren der Deutschen Bank nicht schlafen. So beliebt diese Bank, namentlich wegen ihrer klugen Geschäftsführung, beim Publikum

ist: die Börseleute sind ihr nicht grün, weil sie in ihr das Ungethüm sehen, das in seiner unerfülllichen Habgier das Geschäft unzähliger Bankiers gestreift hat. Die Direktion der Deutschen Bank scheint diese Feindschaft nicht recht verschmerzen zu können; sie sucht unermüdlich nach Gelegenheiten, sich an der Börse populär zu machen, wird dabei aber von Mißgeschick verfolgt. Fast immer wird sie da gerade getadelt, wo sie Lob verdient zu haben hoffte. Die Folge mangelhafter Regierkunst zeigte sich neulich nun wieder bei der Emission der wiener Stadtanleihe, die angeblich einen Riesenerfolg gehabt hat. Der Bürgermeister Dr. Karl Lueger hat im Gemeinderath erklärt, sie sei vierundsiebzigmal überzeichnet worden. Seine liberalen Gegner antworteten natürlich, diese Ueberzeichnung sei nicht ernst zu nehmen. Ich nehme auch diese Antwort nicht allzu ernst, weil der Parteijanatismus leicht durch gefärbte Wässer sieht, muß aber sagen: Bei uns im Reich hat die Ueberzeichnung wenig zu bedeuten. Wie es jetzt üblich ist, haben viele Zeichner Beträge gefordert, deren zehnten Theil sie kaum bezahlen könnten, selbst wenn der strengste preussische Gerichtsvollzieher ihre Kassen durchsuchte. Mit der Thatfache der Ueberzeichnung aber hatte die Deutsche Bank zu rechnen. Das ist nicht immer leicht; denn bei den nothwendigen Reduktionen darf man nicht nach Schema F verfahren. Bei größeren Emissionen wurde in letzter Zeit für die beträchtlicheren Voranmeldungen meist ein bestimmter Prozentsatz als Zuteilungsquote festgesetzt, nachdem den kleinen soliden Zeichnern vorher wenigstens ein bescheidener Mindestbetrag gesichert war. Dieser Vorzug scheint diesmal gar nicht gewährt worden zu sein. Kleine Bankiers, die ihrer Anlagensundschaft gerathen hatten, sich bei der Zeichnung in engen Grenzen zu halten, bekamen nichts und waren den Kunden gegenüber in unangenehmer Lage. Einer hiesigen angesehenen Bankfirma, die 200 000 Kronen gezeichnet hatte, sollen nur 2000 Kronen zugetheilt worden sein. Auch der Darmstädter Bank wurde, trotzdem sie als Zeichenstelle fungirte, nur ein ganz kleiner Betrag zugewiesen; ich nenne die Quote nicht, die an der Börse angegeben wurde, weil ich die Richtigkeit der Behauptung nicht kontrolliren kann. Man mankelte in der Burgstraße von einem freundschaftlichen Hippenstoß, der damit Herrn Dernburg Apostata versetzt worden sei. Das wäre, wie mir scheint, aber allzu sehr wider die Klugheit und mühte sich bald rächen.

An dem selben Tage, wo die Bankiers an der Börse sich ärgerten, weil sie zum allgrößten Theil völlig leer ausgegangen waren, zogen die meisten Fondsmakler morgens am Kaffeetisch das folgende Schreiben aus einem Couvert, das den Firmenaufdruck der Deutschen Bank trug: „Wir beehren uns, Sie zu benachrichtigen, daß wir Ihnen Kr. . . . . vierprozentiger wiener Stadtanleihe zum Subskriptionkurs von 97 $\frac{3}{4}$ , abzüglich 0,25 Prozent Bonifikation zugetheilt haben, abzunehmen nach Ihrer Wahl bis Ende Juni dieses Jahres, und bitten um gefl. Bericht, sobald Sie die Stücke zu beziehen wünschen.“ Die in den Briefen genannten Summen schwanken je nach der Bedeutung der Makler. Das Minimum scheint 10 000 Kronen gewesen zu sein. Die Methode, nach der die Makler ausgewählt wurden, war vielleicht nicht ganz einwandfrei. Angeblich war für die Berücksichtigung der großen Spekulationmakler die Aufstellung eines Maklerbankdirektors maßgebend gewesen; aus dem Heer der kleinen wählten die Vorstandsmitglieder der Bank nach Gutdünken die zu begünstigenden.

Die Deutsche Bank hatte keinen sachlichen Grund, die Bonifikation zu gewähren. Einen Ultimohandel in wiener Stadtanleihe giebt es nicht und keinem Menschen ist eingefallen, die Antheile zu fixiren. Die kleine Coulisse konnte der Bank weder nützen noch schaden. Wenn mans bei Licht beseht, wurde also ein Trinkgeld vertheilt. Nicht einmal ein Schweigegehd konnte mans nennen; man braucht ja die Thatsache nicht totzuschweigen, daß durch Siemens' und Gwinners Vermittelung Steinthal und Rankiewiw dazu gebracht wurden, den antisemitischen wiener Stadtbau zu stützen. Darüber spricht ja schon lange Niemand mehr; eben so wenig wie über die andere niebliche Thatsache, daß die Hebräer aus Rußland und Rumänien mit der Krute von Beamten gepeitscht werden, deren Sold aus den Kassen Rothschilds und seiner Gruppe flieht. Die Deutsche Bank hat der Börse also ein Geschenk gemacht. Sie wollte an Popularität nicht hinter den Mendelssohns zurückstehen. Nur ganz wenige Makler haben den Nuth gehabt, das Geschenk zurückzuweisen; die meisten fürchteten die Folgen solcher Kränkung. Einige nahmen es auch wohl aus Noth; denn heutzutage giebt's wirklich Börsianer, denen zwei blaue Lappen einen Monatsverdienst bedeuten. Wem haben nun die Börsenfeinde mit ihren durch Sachkenntniß nicht getrüübten Reformen genügt? Was hat das deutsche Volk davon, daß da, wo früher Hunderte von Familienvätern ihr Brot fanden, jetzt sich ein paar Aufsichtsräthe und Direktoren ammaßen? Die Thatsache, daß an der ersten deutschen Börse Fondsmakler mit Geschenken von 150 bis 200 Mark für eine Weile glücklich gemacht werden konnten, zeugt von einem wirtschaftlichen Elend, das ernste Beachtung verdient.

Der Verein der selbständigen Makler an der berliner Börse scheint die Sache freilich von einer ganz anderen Seite zu sehen. Er legte Werth darauf, im Berliner Tageblatt feierlich festzustellen, bei den Zuthellungen habe sich nicht um Trinkgelder, sondern um die Erneuerung eines alten Brauches gehandelt. Mit Verlaub, meine Herren: der Brauch wird zum Mißbrauch, die Sitte zur Unsitte, wenn sie aus den Verhältnissen ihrer Entstehungszeit gelöst werden. Früher, sagte ich vorhin schon, waren die Spesen eines Compagniegeschäftes mit der ganzen Börse eine nothwendige Ausgabe. Bei der Russenemission hatte die Taktik wenigstens noch einen Sinn; bei der wiener Anleihe war sie überflüssig und die Btheiligung einfach ein Geschenk. Zum Trinkgeld aber wurde das Geschenk dadurch, daß man den kleinen Leuten nicht die durch das Rundschreiben suggerirte Vorstellung ließ, sie seien wirklich Btheiligte, die nach ihrem Ermessen die Stücke beziehen und verkaufen konnten. Als am Tage nach dem Empfang der Zuthellungsbriefe der Kurs der Anleihe auf 99 erhöht werden sollte, lief ein von der Deutschen Bank Beauftragter mit der Namensliste durch die Reihen der Coulissiers und nahm ihnen — man kann fast sagen: gewaltsam — ihren Besitz wieder ab. Da erst erkannte mancher Makler zu spät die wahre Natur dieser liebevollen Zuwendung und . . . ballte die Faust in der Tasche. Im Hintergrunde aber standen die kleinen Bankiers, an die man gar nicht gedacht hatte, und sahen grüllend dem Kampfspiel zu.

Was mag die stolze Deutsche Bank bewogen haben, sich bei dieser einfachen Emission künstlich schmerzhaftige Geburtwehen zu schaffen?



## Notizbuch.

Vor zwei Jahren hatten die reichsländischen Abgeordneten unter der Führung des Stadtpfarrers Winterer wieder einmal im Reichstag die Aufhebung des Paragraphen beantragt, der dem Statthalter die diktatorische Gewalt giebt, „bei Gefahr für die öffentliche Sicherheit ungesäumt alle Maßregeln zu ergreifen, die er zur Abwendung der Gefahr für erforderlich erachtet.“ Der Antrag wurde von der Reichstagsmehrheit angenommen, von den Verbündeten Regierungen aber abgelehnt. Der Reichskanzler Fürst zu Hohenlohe sagte, der Diktaturparagraph sei nicht zu entbehren, denn er sei „eine Fahne, die wir aufpflanzen gegenüber der französischen Gesinnung, so weit sie noch vorhanden ist. Elsass-Lothringen ist ein Grenzland. Unsere Nachbarn sind leicht erregbar. Unsere Bevölkerung steht noch an vielen Orten in Beziehungen zu ihren früheren Vondsleuten. Es ist immerhin möglich, daß wir von etwa im Nachbarlande auftretenden Erschütterungen nicht unberührt bleiben.“ Schon damals waren die unbeamteten — und viele beamtete — Kenner von Land und Leuten in der Ueberzeugung einig, daß der Diktaturparagraph fallen könne, fallen müsse, daß er, so selten er auch angewandt werde, durch sein drohendes Dasein die deutsche Sache schädige und dem Reichsland die volle Autonomie nicht länger vorzuenthalten sei. In der ersten Hälfte der neunziger Jahre schon hatte der Kommandirende General von Plume in Straßburg gesagt: „Das Elsass ist noch nicht deutsch geworden, aber es hat absolut aufgehört, französisch zu sein. Auf die innere Einigung mit Deutschland werden wir warten müssen, bis die Generation, die zur Zeit des Krieges das Mannesalter erreichte, völlig ausgestorben ist.“ Der Bundesrath aber blieb bei der Behauptung, das Ausnahmegesetz sei unentbehrlich. Da fing der Kaiser sich für die „Wiederherstellung“ der Hohenkönigsburg zu interessieren an. Weithin anerkannte Sachverständige sprachen sich für die Erhaltung der ehrwürdigen Burg ruine und insbesondere gegen den nach ihrer Ansicht auf brüchiges Material gestützten Wiederherstellungsplan des Architekten Bodo Ebhardt aus, dem die kaiserliche Gunst aber bewahrt blieb. Die Baukosten sollten vom Reichstag und vom elsässischen Landesauschuß zu gleichen Theilen aufgebracht werden. Im berliner und im sträßburger Parlamentsgebäude wurde dem begnadeten Architekten ein Saal für einen Vortrag und für eine Ausstellung seiner Baupläne eingeräumt und im Reichstag fiel das Wort, „nicht einmal bei den großen Flottenvorlagen seien Reklamausstellungen in solchem Umfang und mit solchem Aufwand beliebt worden.“ Der Landesauschuß bewilligte schließlich die geforderte Summe — *la mort dans l'âme*, wie der Abgeordnete Wetterlé sagte —, weil ihm als Entgelt die Aufhebung des Diktaturparagraphen und anderer Reste der Rechtsbeschränkung zugesichert worden war. Ausdrücklich hatte der Staatssekretär von Buttiker noch am Schluß der Berathung erklärt: „Es ist dankenswerth, daß der Landesauschuß sachliche Bedenken höheren Erwägungen opfert; und das in dieser Angelegenheit bethätigte Entgegenkommen wird hoffentlich gute Früchte tragen.“ Wir bewilligen das Geld für den Plan, der uns sachlich mißfällt, weil wir bei dieser Gelegenheit endlich vom Diktaturparagraphen befreit werden: so dachten, so sprachen sogar die Männer der „höheren Erwägungen“. Dennoch lehnten sieben Abgeordnete die Vorlage ab und die zustimmende Mehrheit stellte die Bedingung, die andere Kostenhälfte müsse vom Reichstag bewilligt werden; der Reichstag, hoffte sie, wird Nein sagen und dann haben wir *diligentiam præstitam*

und brauchen das Geld doch nicht zu geben. Aber der Reichstag sagte, trotz den bedröhten Warnungen des künstlerisch empfindenden Herrn von Volkmar: Ja; und der Bundesauschuß blieb an sein Votum gebunden. Doch der Diktaturparagraph wurde nicht beseitigt. Zwar hatte der Kaiser gleich nach der entscheidenden Abstimmung an den Statthalter telegraphirt: „Theile den Herren mit, daß ich ihnen von ganzem Herzen dankbar bin und daß es mir zu hoher Befriedigung gereicht, daß das Reichsland mein Interesse und meine Arbeit für die Wiederherstellung der herrlichen Burg so richtig versteht und so freundlich unterstützt“. Der Kaiser war falsch informiert: nicht für den begünstigten Plan des Herrn Ebhardt war das Geld bewilligt worden, sondern als Aequivalent für die verheißene Erfüllung eines autonomistischen Wunsches. In Berlin fand Mancher, der bedrängte Herr von Puttkamer sei in seinen Zusagen zu weit gegangen; und als Graf Posadowsky im Reichstag interpellirt wurde, nannte er die vom Straßburger Staatssekretär mit dem Bundesrath belanglos seien. Inzwischen aber muß der Kaiser den wahren Sachverhalt erfahren haben; denn er hat den Erlaß, der die Aufhebung des Diktaturparagraphen ankündigt, von dem Banplatz der Hofkönigsburg datirt und damit deutlich gezeigt, welche Leistung des Reichslandes ihn zum „Beweis seines Wohlwollens“ bestimmt habe. Bei seinen Besuchen hat der Kaiser in Elsaß-Lothringen die Bevölkerung so loyal gefunden, daß ihm repräsentive Maßregeln nicht länger nöthig scheinen. Solchen Wahrnehmungen eines hohen Herrn, der auf seinen Reisen nur die gepugte Minderheit des Volkes sieht — dem alten Wilhelm wurden im Elsaß aus Baden importirte und in die Reichslandstracht gesteckte Bauern und Bäuerinnen vorgeführt —, darf man nicht allzu großes Gewicht beimessen. Auch die Thatsache aber, daß an der französischen Grenze jetzt wieder die *Marseillaise* gesungen und *Vive la France!* gerufen wird, spricht nicht laut gegen die Beseitigung des Ausnahmezustandes. Es ist Zeit, den Reichslanden volle Autonomie zu gewähren, ihnen im Bundesrath Sitz und Stimme zu geben und den Bundesauschuß in einen Landtag umzuwandeln, der, im selben Umfang wie die Landtage der Bundesstaaten, an der Gesetzgebung mitwirkt. Die in Aussicht gestellte Maßregel ist also verständig; nur muß man fragen, ob es rathsam war, eine politische Aktion von der Erfüllung eines kaiserlichen Privatwunsches abhängig zu machen. War der Diktaturparagraph, von dem viel geredet, der aber fast nie fühlbar wurde, zu entbehren, dann mußte er aufgehoben werden, selbst wenn der eläßische Bundesauschuß für die Hofkönigsburg kein Geld geben wollte. Auch die Art der Ankündigung mußte vertrieben beurtheilt werden und ist besonders im Süden nicht gerade freundlich besprochen worden. Dem an den Statthalter gerichteten Erlaß fehlte die Gegenzeichnung des für die reichsländische Politik verantwortlichen Kanzlers; und die Zeitungsschreiber, die ihren Lesern zuriefen: „Der Diktaturparagraph ist aufgehoben!“, bewiesen wieder, wie fremd Wortlaut und Sinn der Reichsverfassung ihnen geworden ist. Nicht der Kaiser, der in Elsaß-Lothringen die Staatsgewalt „im Namen des Reiches“ ausübt, sondern Bundesrath und Reichstag haben zu entscheiden, ob der Paragraph bleibt oder fällt. Und weil es so ist und man heutzutage alle Ursache hat, die partikularen Empfindlichkeiten der deutschen Dynastien und Regierungen zu schonen, sollte man den Namen des Kaisers nicht für Pläne engagiren, deren Schicksal immerhin noch zweifelhaft ist. Jetzt, nachdem der höchste Repräsentant deutscher Macht sich so bündig für die Aufhebung des Diktaturparagraphen ausgesprochen hat,

könnte ein anderer Bundesfürst seine abweichende Meinung kaum noch zum Ausdruck bringen . . . Das Merkwürdigste an der Geschichte ist die Lehre, daß in unserem allerneuesten augustischen Alter auf die politische Gestaltung der Reichszustände die bauenden und bildenden Künste doch nicht ganz ohne Einfluß sind.

Vielleicht wird, wenn die diktatorische Vollmacht des Straßburger Statthalters erlischt, als Ersatz ein Ausnahmegesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der modernen Kunst gefordert, die der Kaiser bei einem Besuch der Großen Berliner Kunstausstellung wieder sehr schroff kritisiert haben soll. Noch sind wir nicht so weit; und da einstweilen Der nicht mit Gefängnißstrafe bedroht ist, der dieser Richtung Unterstand gewährt, konnte auf Charlottenburger Gebiet die fünfte Ausstellung der Berliner Sezession eröffnet werden. An die den Modernen gemachten Vorwürfe erinnerte in der Eröffnungrede des Professors Liebermann nur der Satz: „Nicht der mächtigste Fürst: der Künstler allein zeichnet der Kunst die Wege vor, die sie zu verfolgen hat“. Das ist weder allzu neu noch allzu kühn, für ein Mitglied der berliner Akademie am Ende aber alles Mögliche. Diese Ausstellung selbst muß Jedem, der in ihren Räumen den Ertrag der letzten Kunsternie zu finden hofft, recht arm scheinen. Die berliner Sezessionisten haben nicht besonders Großartiges geleistet. Der interessante Versuch des Herrn Max Liebermann, den Simsonstich zu modernisieren und eine Delila zu zeigen, deren dürftiger Geschlechtsreiz stark genug ist, um in der Brunst den stärksten Mann zu betäuben — wie manchen Simson sah man auf dem Lager einer unschön alternden Lustpenderin der Kraft beraubt! —, ist Skizze geblieben; freilich die Skizze eines Meisters, dem Keiner in Deutschland heute das kleine Bild „Im Meer“ nachmalt. Herr Corinth entwickelt sich von Jahr zu Jahr mehr zum technisch starken, seelisch schwachen Effect- und Modemaaler. Die läuderlichen Pinselereien des Herrn Münch, der noch immer eine unerfüllte Hoffnung ist, sollte man nicht ausstellen; sie scheinen gemalt pour épater le bourgeois und können das Urtheil, das tastende Kunstgefühl unberatener Schauer nur verwirren. Die Herren von Hofmann und Leistikow haben uns diesmal nichts Neues, die Herren von Uhde, Brandenburg, Staffen nichts Gutes zu sagen; und „Vierlanden“, das reizvolle und doch nicht süßliche Bild des schlichten Holsten Alberts, war vor fast zwei Jahren schon bei Keller & Reiner ausgestellt. Ueberhaupt muß man fragen, ob der Zweck einer jährlichen Ausstellung sein soll, so viele alte, dem an der Kunstentwicklung Interessirten längst bekannte Bilder vorzuführen. Natürlich ist's eine Fremde, die Meisterwerke von Monet, Manet, Böcklin, Degas, Veibl, Thoma und Anderen wiederzusehen; dieses Wiedersehens Schauspiel könnte aber auch der Laden eines Kunsthändlers sein, der sich dann wohl scheuen würde, einen so unbedeutenden Whistler auszustellen, wie wir ihn jetzt in Charlottenburg sehen. Und wenn man die alten Bilder wegnähme, bliebe nicht sehr viel Schenswerthes übrig. Zwei phantastisch-witzige Bilder von Thomas Theodor Heine. Das Chrysanther-Portrait vom Grafen Kalkreuth. Landschaftliche Einzelheiten auf Klingers „Homer“. Das feine, durch die sanften Farbensymphonie entzückende Damenportrait von Reinhold Vespisus. „In der Waschküche“ von Linde-Walther und das Halligbild von Alberts. Der von Stevogt virtuos gemalte Sängers Andrade als Don Juan. Eine „Dame im blauen Kleid“ von dem Russen Somoff, dessen Namen man sich merken muß. Ein paar gute, meist aber auch längst bekannte Trübner. Und — diese Laienübersicht macht auf Vollständigkeit natürlich keinen

Anspruch — ein großes „Gesellschaftsbild“ von Ignacio Zuloaga. Schon dieses Bildes wegen müßte man die Ausstellung sehen. In dem von den Herren Martensteig und Woldegar von Seidlitz herausgegebenen „Jahrbuch der bildenden Kunst 1902“, das, mit seinem Reichthum an belehrenden und anregenden Aufsätzen, an

er unempfindlich häufig ist, aber die edle Tradition der Belaguer ist so nicht geworden. Ein alter Meister lernen auf die Menschenwelt im vorigen Jahr vier seiner Bibliothek der Nationalgalerie, üntig ist, wohl nicht angeht weggekommen. Klügers tigen Werk keinen Begriff anaufischer Nachlust ausgeWiener Sezession in einem schmückten Raum den echten merlichen Embryo begnügen ldebrands „Vode“ ist als leistung. Robin ist schwach n seit Jahren so viel über iner Tuaille hat in dieser ihm Erwartete dem Blick ausstellte, fehlt Carriids, um die Schaar der jüngeren Warum hat man Zuloagas Solche Fehler — es wäre eben, — schon, um das von die Häupter der Sezession ihre Ausstellung bietet noch wöhnt war. Erstens aber schen Ausstellung unterge- usstellung ein anderes Ziel e Bilderhändler in seinem die Orthobogen ihre Säle schen Romantik, mit alten Thoma, Gebhardt füllten! darf die Sezessionisten auf die der Leiter der Großen sie haben die Pflicht, ohne Raunen des Herrn Omnis re zu zeigen, was während retrospektive Ausstellungen h sagen. Nie aber darf ihre n lassen; nie, wenn sie ein händlers gleichen.

selbstbelagen und Affektationen, des Vodes und hat Herr von Tschudi gesagt, der Spanier habe als Belaguer und Goya wieder aufgenommen. Wirklich: sei malt, aus solcher quellenden Schöpferfülle nicht gestaltet scheint erstanden, doch einer, der aus dem Auge eines Rob sieht. Zuloagas deutscher Ruhm stammt aus Dresden, wo besten Bilder ausgestellt waren. Eins steht jetzt in der Bild wird aber, da der Hofwind solchen Erwerbungen nicht g kauft werden. Ziemlich schlecht ist in der Sezession die Plaf bemalte Gipsfigur zum „Beethoven“ giebt von dem fer und wäre von besseren Freunden des Künstlers nicht b liefert worden. Es ist einigermaßen beschämend, daß die von ihren stärksten Künstlern in schöner Bescheidenheit ge Beethoven zeigt, während die Berliner sich mit einem küm müssen. Groß wirkt Klügers berühmter Vitz; und H Portraitbüste eine in ihrer kühlen Art vollendete Meister vertreten, von dem Belgier Winne müßte man, nachdem ihn geschrieben ward, stärkere Proben geben und der B Ausstellung das nach seiner herrlichen „Amazone“ von nicht geboten. Warum, da man doch ältere Werke dessen geniale Plastik in Berlin noch ganz unbekannt ist, wa Bildhauer, unter denen manches Talent zu entdecken wäre? Witana nicht von dem dresdener Besitzer ausgeborgt? leicht, mehr Beispiele anzuführen — sollten vermieden w zischender Feindschaft verbreitete Gerücht zu entkräften, suchten sich vor neuer Konkurrenz schlau zu bewahren. Z immer viel mehr, als man früher in Noabit zu sehen g könnten die meisten Bilder eben so gut in einer akadem bracht werden. Und zweitens müßte eine Sezessionistena haben als das: annähernd zu leisten, was jeder tüchtig Salon leistet. Wie würden die Abtrünnigen spotten, wenn am Lehrter Bahnhof mit den Meisterbildern der französ Werke von Böcklin, Lenbach, Menzel, Knauts, Vegas, Der große Erfolg, den sie fast mühelos erreicht haben, i ihrem Weg eben so wenig hemmen wie die Schimpfreden Berliner Kunstausstellung neulich gegen sie ausstieß. E Rücksicht auf ihre eigenes Geschäftsinteresse und auf die dem harrenden Blick alles Sehenswerthe und Erreichba des abgelaufenen Jahres geschaffen ward. Wollen sie v veranstalten: vortrefflich; nur sollen sie dann ausdrückl Ausstellung die sorgsame, baldsame Auswahl vermissen Kunstereigniß sein will, der Zufallshäufung eines Bilder

Die Rebarbarisierung Deutschlands schreitet rasch fort und den spärlichen Resten künstlerischer Kultur droht ernste Gefahr. Wer hätte vor ein paar Jahren für möglich gehalten, ein ehrsüchtiger Dilettant könne wagen, nach einem allgemein anerkannten Meisterwerk zu greifen, es zu entstellen, mit plumper Faust zu zersehen, Wesen und Form zu ändern und dieses Produkt seiner Bandalenwillkür an weithin sichtbarer Stelle den Deutschen zu zeigen? Wer hätte nicht Hundert gegen Eins gewettet, solches freule Beginnen müsse ein Wuthgeheul werden? Jetzt erleben wir fast in jedem Jahr dieses widerwärtige Schauspiel; und gewissenlose Reporter rühmen die Barbarei dann noch als eine Heldenthat. Vor zwei Jahren hatte Herr von Hülßen, der Intendant des wiesbadener Hoftheaters, den seinem Wink gehorchenden Handwerker befohlen, sich über Webers „Oberon“ herzumachen; nach dem Plan des Intendanten wurde ein neuer Text gedichtet, die Musik „verbessert“, mit melodramatischen Zusätzen verziert und das Ganze als „Festspiel“ der stammenden Menge angeboten. Da gegen solche Verunglimpfung eines großen deutschen Künstlers der Widerstand sich nicht laut genug regte und kein Kritiker sagte, Webers unvollkommenes, doch organisch entstandenes Werk sei ihm zehntausendmal lieber als das Ragout aus der wiesbadener Hofkuchentüche, ist der Oberkoch am Neroberg jetzt noch kühner geworden. Wieder gab es „Maisfestspiele“; und diesmal hat der Herr Intendant selbst des Dichtens Last auf sich genommen. Daß er Shakespeares Judentragikomodie in ein „Märchenpiel“ umwandelte, mit schlechter Musik befrachtete und, ehe noch ein Wort gesprochen ward, einen Straßenjänger sich produziren ließ, war schon schlimm genug und als ein crimen laesae majestatis zu strafen. Aber der Mann hat auch Glucks „Armida“ eine neue Handlung und neue Musik gemacht. Das ist nicht etwa ein Scherz: Herr von Hülßen, der vor großen Schöpfern nie das Fürchten lernte, hat den Charakter der Heldin völlig verändert, ihr Judithmotive angeflücht, den Text „neu gedichtet“ und einem Dupenkapellmeister befohlen, Glucks Musik zeitgemäß umzuarbeiten. Was dabei herauskommen konnte und mußte, kann Jeder sich vorstellen, der Glucks gewaltige Architektur auf sich wirken ließ. Gibt es irgendwo noch ein kultivirtes Land, wo so dreiste Entstellung nationaler Meisterwerke möglich wäre? Bei uns wird der Attentäter in den Zeitungen gelobt, wird er von den Pietisten als ein „genialer Regisseur“ gepriesen, weil er „Decorationen von berauscher Schönheit“ herbeischafft und, statt den Geist und die Form der ihm zur Reproduktion anvertrauten Gedichte rein zur Geltung zu bringen, all die kleinen Tugandwerkerkünste aufbietet, über deren verderbliche Wirkung von Sachverständigen schon das Urtheil gesprochen wurde, als sie, weil der arme Ludwig von Bayern an buntem Bühnenpomp Vergnügen fand, in den berücktigten Separatvorstellungen zum ersten Mal angewandt worden waren. Gluck, dessen Musik gar nicht orientalisir im Sinn der Modernen ist, kann nur eine streng stilisirte, leise, etwa in der Art Dorets, andeutende Inszenirung brauchen; Herr von Hülßen pugt ihn mit Wandern, die er aus den Winkeln der Orientbagare holt, und stülpt, als wäre es ein Pappbau von Kinderhand, Charaktere und Handlung um. Früher hätte man wenigstens versucht, solche Respektlosigkeit mit den Namen bewährter Künstler zu decken. Jetzt genügt die Verantwortlichkeit eines Herrn, der bisher nur durch seine Leistungen als Kartenkünstler, Coupletzfänger und Taschenspieler bekannt war und dem, als Lohn für seine Verdienste um die deutsche Kunst, die ehrenvolle Aufgabe zugewiesen wird, das Johanniterfest, das im Sommer

auf der Marienburg gefeiert werden soll, in Szene zu setzen. . . Uebrigens muß in Wiesbaden allerlei Werkwüthiges zu sehen, zu hören und zu riechen gewesen sein. Der Kaiser „fuhr durch ein Spalier von Fackelträgern und wurde im Theater von kostümirten Fanfarenbläsern begrüßt.“ „Voor der Kaiser die Hofloge betritt, müssen alle Besucher des Ersten Ranges ihre Plätze eingenommen haben, die sie auch in den Pausen nicht eher verlassen dürfen, als bis der Herrscher den Gang erreicht hat, der Hofloge und Foyer verbindet.“ Das ganze Theater ist parfümirt. Der unbeschreibliche Holzbock aber meldet: „Unter dem Foyer steht das Publikum, es richtet seine Blicke nach oben und fühlt ein Stückerl Hofluft wehen.“ Sonderbar, sehr sonderbar. Ein Glück noch, daß die Firma Lohje für Waigeldschendüfte gesorgt hatte.

Aus Wiesbaden kam auch, gleich nach der Meldung, die Tochter des früheren Hofbankiers Sohn habe dem Deutschen Kaiser „für Kunstzwecke“ eine Million zur Verfügung gestellt, das Telegramm, worin Wilhelm der Zweite dem Präsidenten Roosevelt die Absicht kündete, den Vereinigten Staaten ein Denkmal des Alten Trijien zu schenken. Rom darf sich an den Konditorkünsten des in Strahburg abgelehnten Herrn Eberlein freuen und Washington bekommt einen echten Uphues; kein Original, wie es heißt, sondern eine dritte Kopie des bramsigen Trijien aus der Puppenallee. Die Verheißung dieses kleinen Geschenkes ist wohl als eine Privatangelegenheit des Kaisers zu betrachten. Für eine Staatsaktion wäre die Stunde nicht gut gewählt. Auf allen Gebieten suchen die Amerikaner Deutschlands Wirthschaft in ihren Dienst zu pressen; und zugleich zeigen sie durch freiwillig gewährte Viehschlachtungen, durch nach England und Frankreich verschickte Einladungen, wie viel ihnen an der Entkräftung des Verdachtes liegt, sie seien mit dem Deutschen Reich besonders intim. Die öffentlich Meinenden, selbst die in der bequemen Byzantinerlivree ergraute, haben denn auch den Einfall des Kaisers nicht mit Jubelhymnen begrüßt. Daß Herr Uphues und nicht, da es doch eine Kopie sein sollte, Rauch gewählt wurde, ist bedauerlich, weil solche Wahl das Ansehen deutscher Kunst schmälern muß. Eine Musterausstellung sollte endlich einmal der Spottsucht zeigen, daß es fern von der höfischen Sphäre eine deutsche Plastik giebt, die sich sehen lassen kann. Unklug aber ist die Behauptung, Friedrich passe, als ein Despot der Feudalzeit, nicht vor das Kapitol einer Republik. Diesen Preußenkönig, der kein Kind hinterließ und dem keiner der späteren Hohenzollern in irgend einem Wesenszug ähneln, hebt das Genie recht aus der langweiligen Reihe alltäglicher Herrschergestalten. Vieles, was über seine inneren Beziehungen zu dem Freiheitkampfe der Nordamerikaner erzählt wird, gehört der Legende an, nicht der Geschichte. Doch er hat gesagt: „Das Ziel, das den Staatengründern vorschwebte, erreichen Republiken schneller als Monarchien und sie erhalten sich auch länger; denn gute Könige sterben, gute Gesetze aber sind unsterblich. . . Jeder Monarch sollte bedenken, daß Ehrsucht und eitle Ruhmbegierde Laster sind, die man an einem Privatmann streng ahndet und an einem Fürsten immer verabscheut. Die Tyrannen fehlen gewöhnlich dadurch, daß sie die Welt nur in Beziehung auf sich selbst betrachten.“ Und in seinem Testament: „Das Ungefähr, das bei der Bestimmung der Menschen obwaltet, bestimmt auch die Erstgeburt; und darum, daß man König ist, ist man nicht mehr werth als die Uebrigen.“ Der Satz wäre als Denkmalsinschrift für Washington sehr zu empfehlen.